Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt**

Band (Jahr): **69 (1987)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Nr. 1 Januar 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach

Pq 14338

SCHWEIZERISCHE LANDESBIBLIOTHEK
BIBLIOTHÈQUE NATIONALE SUISSE
BIBLIOTECA NAZIONALE SVIZZERA

Mehr Frauen in die Kommissionen

Für 265 Franken eine bessere Zukunft

Margarete Mitscherlich über die friedfertige Frau

Fortpflanzungsmedizin und Recht

Hanni Fries und das Kaffeehaus

★★★★ hotel kurhaus schwefelberg bad

SPEZIAL-TIP für Individual-Kur oder Ferien

in einem unverfälschten Landschaftsparadies!

- Einziges Schweizer Heilbad mit hauseigenem Naturfango aus eigener Schwefelquelle
- Zelltherapie nach Prof. Niehans (inkl. Thymus-Zellen)
- Original chinesische Akupunktur/ Neuraltherapie / Ozontherapie
- Schlankheitskuren

SCHWEFELBERG-BAD ideal für erholsame und aktive Ferien oder gesunderhaltende Kuren!

Hotel Kurhaus, 1711 Schwefelberg-Bad
Tel. 037-39 26 12/Schwarzenburgerland
Propr. und Direktion: H. Meier-Weiss und Partner Prof. Dr. med. F. Hsu, ärztliche Leitung

Schweizer Heilbad

Weiterbilden – weiterkommen

neben dem Beruf, unabhängig von Wohnort und Alter; Beginn jederzeit

Maturitätsschule:
Eidg. Matur
Eidg. Wirtschaftsmatur
Aufnahmeprüfung ETH, HSG

Handelsschule:
Bürofachdiplom VSH
Handelsdiplom VSH
Eidg. Fähigkeitsausweis

Höhere Wirtschaftsfachschule:
Eidg. Diplome für Buchhalter, Treuhänder, Bankfachleute, Betriebsökonom HWV

Schule für Sprachdiplome:
Universitäten Cambridge, Perugia, Barcelona; Alliance Française Paris, Zürcher Handelskammer (Deutsch)

Sprach- und Weiterbildungskurse:
Fremdsprachen, Informatik/EDV, Natur- und Geisteswissenschaften, Wirtschaftsfächer

Qualitätsnachweis: überdurchschnittliche Erfolge an staatlichen Prüfungen seit mehr als 30 Jahren.

AKAD

Akademikergesellschaft für Erwachsenenfortbildung AG
Jungholzstr. 43, 8050 Zürich
Telefon 01/302 76 66
oder 01/252 10 20

986

An AKAD, Postfach, 8050 Zürich

Name/Adresse:

Nr. 67

Senden Sie mir bitte unverbindlich Ihr Unterrichtsprogramm (keine Vertreter)

Lebensprobleme lösen

verlangt Einsicht in die unbewussten Impulse und Motive, die den Charakter und das Verhalten bestimmen. Die persönliche Schrift ist dazu ein untrüglicher Wegweiser.

Ein grafologisches Gutachten

wird bei Problemen im Beruf, in der Ehe und der Partnerschaft sowie bei der Personalbeurteilung dem Therapeuten, Berater und Personalverantwortlichen klärende Dienste leisten und heikle Entscheidungen wesentlich erleichtern.

Wenden Sie sich an:

Dr. Madeleine Sitterding, Psychologin
8722 Kaltbrunn
Kirchhaldenstr. 46, Tel. (055) 75 24 52

Gesundheit braucht Pflege

Kurbetrieb mit . . .
Schlenz-Überwärmungsbäder
Kuhne-Sprudelsitzbäder
Dauerbrause (Blutwäsche Dr. Lust)
Ozon- und Kräuterbäder
Akupressur, Zonenmassage
Fussreflexzonentherapie
Lymphdrainage
Ernährungs- und Verhaltensberatung nach A. Vogel

O. Haller
071/46 30 75

BAD Sanitas GESUNDHEITSFARM
Institut für moderne Hydrotherapie und natürliche Lebensweise **9320 Arbon**

Frauen um die fünfzig oder darüber erleben es immer wieder, dass sie einer Schulkameradin oder Jugendfreundin nach Jahren wieder begegnen und erstaunt feststellen: Nie hätte ich geglaubt, dass aus der hübschen und begabten Anette einst eine langweilige, unzufriedene Hausfrau wird. Oder dass es die stille Irene zur erfolgreichen Geschäftsbesitzerin bringt. Oder dass die reiche und verwöhnte Lilo aufs Land zieht, um Blindenhunde auszubilden. ■ Auf solche Überraschungen aber folgt fast unweigerlich die Frage nach dem Warum. Gibt es gewisse Lebensmuster, oder spielen nur immer die Zufälle? ■ Wir können es nicht entscheiden. Immerhin scheint es einige Spielregeln zu geben. So kommt es recht häufig vor, dass ein zu frühzeitiger Glamour rasch verblasst. Auffallend schöne Mädchen, für die mit zwanzig Jahren der Himmel voller Geigen hängt, bleiben später nicht selten auf der Strecke, wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie es nicht gelernt haben, auszuharren und sich durchzusetzen. Zudem mag für sie gelten, was einst Zsa Zsa Gabor feststellte: «Für eine schöne Frau ist es schwierig, den richtigen Partner zu finden, denn es gibt allzu viele Schnösel, die ihr den Kopf verdrehen.» Nicht sehr einfach haben es sodann die vielseitig Begabten. Sie neigen dazu, zehn Dinge zu versuchen und es schlussendlich auf keinem Gebiet weitzubringen. ■ Umgekehrt zeigt es sich immer wieder, dass selbst eine bescheidene Begabung oder eine nicht sonderlich vielversprechende, aber solide und abgeschlossene Berufsausbildung zu einer Erfolgsgarantie werden kann. Da gelangt eine fleissige Laborantin zu einem interessanten Posten in der Forschung, und da schafft eine engagierte Grafikerin eine beachtliche Karriere als Illustratorin. ■ Soll man von ausgleichender Gerechtigkeit reden? Wir meinen eher, man sollte auch die schönen jungen Mädchen ernstnehmen und sie nicht bloss nur als Prunkstücke verwenden, wie das leider noch immer vorkommt.

Charlotte Peter

Zum Titelbild:
Inderin aus der armen Unterschicht.
Foto: Key-Color

Mehr Frauen in die Kommissionen **4**
Ich versteh die Welt nicht mehr **7**
Für 265 Franken eine bessere Zukunft **8**
Goethes dickere Hälfte **10**
Weekend-Tips für Frauen **13**
Pédicure im Dienst der Gesundheit **14**
Interview mit der Königsmutter Prinzessin Mahidol von Thailand **16**
Winterliche Neuheiten **17**
Margarete Mitscherlich über die friedfertige Frau **18**
Veranstaltungskalender **20**
Alternative Mode aus Genf **22**
Recht und Fortpflanzung **24**
Im Dschungel der Kreditkarten **26**
Frauen im Kaffeehaus **28**
Vom Wunschkind zum Retortenbaby **30**
Zürcher Miniaturen **32**
Kurznachrichten **34**
Die Dargebotene Hand **38**

Impressum

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
68. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Dr. Charlotte Peter und Ursula Oberholzer
Gestaltung: Irma Schlumpf
Inserate: Börsig AG
Herstellung: Peter Kuratli

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11, PC 80-3323-6
Telefax (01) 910 87 72

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Parlamentarierinnen fallen nicht vom Himmel. Wohl aber rekrutieren sie sich oftmals aus Frauen, die in Schulpflegen, Fürsorgebehörden oder Aufsichtskommissionen Erfahrungen gesammelt und sich bewährt haben. Deshalb:

Mehr Frauen in Behörden und Kommissionen!

1987 ist ein Wahljahr. Und da Wahljahre bekanntlich Zahljahre sind, fragt es sich, was sich denn da eigentlich auszahle. Bei Wiederwahlen sind es bestimmt das geleistete Engagement, der Erfolg und die Popularität des Kandidaten. Und bei Neuwahlen und unter besonderer Berücksichtigung von Kandidatinnen? Doch wohl vor allem der Bekanntheitsgrad und das Selbstvertrauen der zur Wahl stehenden Frauen. Selbstvertrauen aber gewinnt, wer sich der eigenen Fähigkeiten bewusst ist und entsprechend ausweisen kann. Doch gerade hier tun sich Frauen oft schwer.

Erfahrungen sammeln in kleineren Ämtern

Nationalrätin beispielsweise wird man heute nicht mehr so leicht, wie damals, nach der Einführung des Frauenstimmrechts, wo manche Frau geradezu mit einem solchen Mandat beschenkt wurde. Heute haben Mann und Frau um einen Sitz im Parlament gleichermassen zu kämpfen. Einen Direktzug ins Bundeshaus gibt es nicht mehr! Und auch ins Kantonsparlament kommt in der Regel nur, wer sich in kleineren Ämtern die Sporen abverdient hat. Nun soll das aber nicht heissen, dass ein Sitz in einer lokalen Behörde oder Kommission einfach als Sprungbrett betrachtet wird oder werden sollte. Viele Staatsbürger(innen) sind durchaus mit dem Aufgabenbereich eines kleineren Amtes zufrieden und streben keinerlei weitere politische Karriere an.
Es ist ja tatsächlich so, dass auch die Mitarbeit in einer kleinen Behörde viel an Erfahrungen, Befriedigung und Kontakten bringt, ganz gleich, ob nun später eine weiterreichende Aufgabe angestrebt wird oder nicht.

Welche Laienbehörden gibt es eigentlich?

Es würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, sämtliche Behörden und Kommissionen in unserem Land aufzählen zu wollen. Was nachstehend aufgeführt ist, soll lediglich als Anregung und Gedankenstütze betrachtet werden. Am besten bekannt sind wohl die Schulpflegen, die es sowohl auf Gemeinde- wie auch auf Bezirksebene gibt. Als Untergruppierung besteht vielfach eine Frauenkommission, die sich speziell mit dem Aufgabenkreis Kindergarten/Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterricht befasst. Auf kantonaler Ebene existieren Aufsichtskommissionen für Berufs- und Kantonsschulen (Mittelschulen).
Und natürlich sind da die Kirchenpflegen beider Konfessionen. Was früher als Armenpflege bekannt war, nennt sich heute Fürsorgebehörde.
Auf Gemeindeebene existiert neben dem wohlbekannten Gemeinderat beispielsweise eine Rechnungsprüfungs-, eine Bau-, eine Gesundheitskommission. Vielerorts wirken auch Bibliotheks- und Kulturkommissionen. Und überall da können Frauen aktiv sein, Erfahrungen einbringen und sammeln, Selbstvertrauen gewinnen und gleichzeitig ihrer Gemeinde, ihrem Kanton nützliche Dienste leisten.

Foto: Herbert E. Stüssi

Vera Schöchli bereitet sich auf eine Sitzung vor.

Die politische Karriere des Schweizers (der Schweizerin) beginnt im Wahlbüro

So ein geflügeltes Wort, das insofern zu präzisieren wäre, als längst nicht alle Wahlbüromitglieder später ein grösseres Amt übernehmen oder auch nur anstreben. Stimmenzählen war einst gefürchtet wegen des häufigen Urnendienstes an schönen Sonntagen. Heute haben die meisten Gemeinden eine grosse Zahl von Stimmenzählern, so dass sich der/die einzelne nicht bei jeder Abstimmung zur Verfügung halten muss. Allerdings: Bei Kantons- und Nationalratswahlen heisst es in der Regel «alle Mann an Deck», und da kann es dann für einmal auch recht spät werden, bis die Ergebnisse ermittelt sind. Zum Wahlbürodienst kann grundsätzlich jeder Stimmbürger, jede Stimmbürgerin aufgeboten werden. In der Praxis sind es aber vor allem die Parteien und die Vereine, die willige Kandidaten vorschlagen. Nach der Einführung des Frauenstimm- und Wahlrechts gab es lange Diskussionen, wer denn nun den Sonntagsbraten zubereiten würde, wenn das pflichtvergessene Mami auf der Gemeinderatskanzlei oder in einer Turnhalle sitzt und Stimmen zählt, anstatt für seine Lieben zu kochen. Das hat sich aber inzwischen längst gegeben! Wir leben nun einmal nicht mehr zu Gotthelfs Zeiten. Dass man beim Wahlbürodienst auch noch einiges über Majorz und Proporz, über Panaschieren und Kumulieren lernt, versteht sich von selbst, ebenso wie die Tatsache, dass am Familientisch dergleichen staatsbürgerliche Kenntnisse auf selbstverständliche Art weitergegeben werden.

Wie kommt man eigentlich zu einem Amt?

Vor der Zeit des Frauenstimmrechts war der Stammtisch sicher eine beliebte Ämterverteilungsküche. Das hat sich nun aber gründlich geändert, zumal ja auch Männer nicht mehr allzuviel von Biertischpolitik halten. Heute gibt es viele Wege, um in ein Amt zu gelangen, und einer heisst klar: Mitgliedschaft bei einer Partei. Für Ämter auf Bezirksebene oder für den Gemeinderat ist eine Parteizugehörigkeit zwar nicht vorgeschrieben, aber doch eine grosse Hilfe. Gelegentlich ist die Parteimitgliedschaft gerade für Frauen

wenig verlockend. Frauen lassen sich oft ungern auf Parteirichtlinien festlegen, und Begriffe wie «Linientreue» oder «Parteidisziplin» sind für sie geradezu Reizwörter. Dennoch haben es viele Frauen geschafft, zwar im grossen und ganzen mit einer Partei einig zu gehen, sich aber in Sachgeschäften und ganz besonders in Umweltfragen durchaus eine eigene Meinung zu bilden und diese auch zu vertreten.

Bei den Gemeindeschulpflegen ist Parteimitgliedschaft nicht immer und überall gefragt. Oft haben Kandidatinnen, die von einer Elterngruppierung oder einem Frauenverein vorgeschlagen werden, bessere Chancen. Bei der Kirchenpflege wird in der Regel weniger nach dem Parteibuch als nach menschlichen Qualitäten und einer positiven Grundhaltung gegenüber der Kirche gefragt. Aber: Man muss nicht besonders fromm sein, um in die Kirchenpflege gewählt zu werden.

Für Fachkommissionen zählt zwar einerseits die spezielle Eignung, anderseits sind vielerorts Rechnungsprüfungs- und Baukommissionen nach strengem Parteienproporz zusammengesetzt. Bei ländlichen Kultur- oder städtischen Kunst- und Literaturkommissionen schliesslich zählt (hoffentlich) allein die entsprechende Kompetenz.

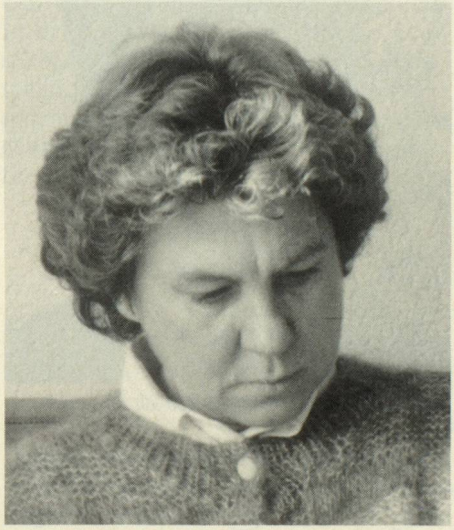
Nicht im stillen Kämmerlein warten

Stellen wir uns einmal eine junge Frau vor – nennen wir sie Karin –, die gerne in die Primarschulpflege ihrer Wohngemeinde kommen, aber partout keiner Partei beitreten möchte. Da gilt es vor allem einmal, die Aufmerksamkeit im positiven Sinn auf sich zu ziehen.

Karin wird also gut daran tun, an den Versammlungen der Schulgemeinde regelmässig zu erscheinen, interessierte – und auch kritische – Fragen zu stellen und sich für kleinere Aufgaben rund um die Schule zur Verfügung zu halten. Da Karin höchstwahrscheinlich Kinder hat, bieten sich bestimmt Gelegenheiten, mit ins Skilager zu gehen, am Grümpelturnier mitzuhelfen, an Theateraufführungen mit dabei zu sein oder sich irgendwie nützlich zu machen. Karin sollte in einer aktiven lokalen Gruppierung, sei es einem Frauenpodium, einem Frauenverein oder einer Elterngruppierung, mitarbeiten und sich bei Bedarf in den Vorstand oder eine Kommission wählen lassen.

Sind nun Wahlen in Sicht, und eine Vakanz in der Schulpflege kündet sich an, wird es Karin bestimmt schaffen, ihr Interesse einzubringen, ohne sich gerade «an die Kasse zu drängen». Da sie ja offensichtlich für ein solches Amt geeignet ist, wird man wahrscheinlich froh sein, eine fähige Kandidatin portieren zu können. Danach wird sie allerdings kaum darum herum kommen, bei gewissen Veranstaltungen Red und Antwort über ihre Motivation und ihre Fähigkeiten zu stehen. Wobei niemand von ihr erwarten wird, dass sie nun in Schulfragen schon Bescheid weiss wie der Erziehungsdirektor persönlich. Freude und Interesse an einer solchen Aufgabe und eine gute Allgemeinbildung genügen in der Regel vollkommen. Darüber hinaus werden neugewählte Pflegemitglieder in Einführungskursen mit ihren neuen Aufgaben vertraut gemacht. Wahrscheinlich wird Karin nun gewählt werden, und alles ist in bester Ordnung. Wird sie aber nicht gewählt, sollte sie die Sache sportlich nehmen. Eine Wahlschlappe gehört nun einmal zum politischen Alltag und muss in kürzester Zeit verkraftet werden, denn: die nächste Gelegenheit zum Engagement folgt bestimmt, und bis dahin sollte Karin ihr Selbstvertrauen längst wieder gewonnen haben.

Wenden wir uns aber einigen ganz persönlichen «Karrieren» von Frauen auf Gemeinde- und Bezirksebene zu.



Vlasta Sevcik studiert Akten der Fürsorgebehörde.

Vera Schöchli, von der Kirchenpflegerin zur Gemeinderätin in Bonstetten

Vera Schöchli erlernte nach der Matur den Beruf einer medizinischen Laborantin. Da sie in der Folge jung heiratete und das Ehepaar vier Kinder grosszog, war eine Konzentration auf die Frauen- und Mutterrolle eigentlich gegeben. Doch schon bald – das jüngste Kind war noch nicht vier Jahre alt – wurde sie in ihrer Kirchgemeinde gebeten, sich für das Amt einer Kirchenpflegerin zur Verfügung zu stellen, was sie sehr erstaunte, war sie doch keine eifrige Kirchgängerin. Da Vera Schöchli in einem solchen Amt die Möglichkeit sah, sich über den häuslichen Bereich hinaus zu engagieren, sagte sie zu und wurde auch ehrenvoll gewählt. Weil sie schon immer ein gewisses Flair für Zahlen gehabt hatte, übertrug man ihr das Amt einer Gutsverwalterin. Sie hatte Freude an dieser Aufgabe und dachte nicht an eine politische Karriere. Als dann die Kinder älter und selbständig wurden, ging Frau Schöchli daran, ihre Zukunft zu überdenken und entschloss sich, gelegentlich ins Berufsleben zurückzukehren. Der erlernte Beruf lockte sie aber nicht mehr; sie entschloss sich zu einer Zweitausbildung als Sozialarbeiterin und vertauschte ihren Sitz in der Kirchenpflege mit der Schulbank.

Kurz vor Abschluss der Ausbildung herrschte in ihrer Wohngemeinde anlässlich der Gemeinderatswahlen ein so unerfreuliches Gerangel zwischen den beiden etablierten Parteien, dass Frau Schöchli von der kleinen SP-Ortsgruppe angefragt wurde, ob sie sich nicht als dritte – parteilose – Kandidatin zur Verfügung stellen wolle. Überzeugt, in ihrem eher konservativen Dorf keine Chance zu haben, aber ebenso überzeugt, dass es höchste Zeit sei, den Frauen den Weg in die Gemeindepolitik zu ebnen, sagte sie zu und wurde sogar gewählt.

Aufgrund ihrer Vorkenntnisse aus der Kirchengutsverwaltung übernahm sie das Amt des Finanzvorstands und hat sich inzwischen so gut bewährt, dass ihre Kandidatur für die zweite Amtsperiode von einem grossen Teil der Bevölkerung unterstützt und sie vorzüglich wiedergewählt wurde. «Ohne die Erfahrungen in der Kirchenpflege hätte ich mich wohl kaum gewagt, für den Gemeinderat zu kandidieren», meint Vera Schöchli heute.

Kurz nach Antritt des neuen Amtes gelang ihr der Einstieg in ihren neuen Beruf, indem sie sich um eine Halbtagsstelle als Sozialarbeiterin in der Nähe ihrer Wohngemeinde bewarb.

Heute ist sie überzeugt, dass sich ein politisches Amt, teilweise Berufstätigkeit und Familienpflichten in einer Familie mit erwachsenen Kindern sehr wohl vereinen lassen, ja, dass diese Tätigkeiten sich gegenseitig befruchten und die Kräfte wachsen lassen. Organisationstalent und eine verständnisvolle Familie sind allerdings Voraussetzung für die ausgewogene Balance der verschiedenen Aufgaben. Den Hobbies dagegen wird kaum nachgetrauert: auch Politik kann Hobby sein.

Vlasta Sevcik – ein atypischer Fall

«Ach, ich bin doch ein atypischer Fall», wehrte Frau Sevcik ab, als wir sie um ein Gespräch über ihr Amt in der Fürsorgebehörde Mettmenstetten baten. Nun sind aber gerade Frauen in öffentlichen Ämtern sehr oft atypische Fälle, und somit ist Frau Sevcik beinahe wieder die Regel. Immerhin kommt es wohl nicht allzu häufig vor (und spricht für Demokratie und Toleranz), dass eine frischgebackene Schweizerin in derselben Wahlperiode gleichzeitig das passive wie auch das aktive Stimm- und Wahlrecht wahrnimmt.

Frau Vlasta kam im Jahre 1968 mit ihrem Verlobten aus Böhmen in die Schweiz, verheiratete sich bald darauf und wurde Mutter eines Sohnes. Die junge Familie lebte sich in der Schweiz gut ein und integrierte sich, nach einigen Jahren in Wettingen und Zürich, problemlos in Mettmenstetten.

Als sich in der Wohn- und nun auch Heimatgemeinde eine Vakanz in der Fürsorgebehörde ergab, dachte die scheidende Präsidentin, hier läge eine Aufgabe für die ausgebildete Sozialarbeiterin Vlasta Sevcik. Allerdings nicht als Präsidentin, sondern als Mitglied der Behörde. Frau Sevcik zögerte anfänglich mit ihrer Zusage, fand dann aber, dass sie mit der Übernahme dieses Amtes ihr neues Bürgerrecht untermauern und die Verbundenheit mit der Gemeinde dokumentieren konnte. Sie erachtet es im übrigen als positiv, nichts über frühere Schwierigkeiten oder alte Familienhändel zu wissen und somit unbefangen an mögliche Problemfälle in der Gemeinde heranzugehen. Und ebenso dachten auch die Wähler! Frau Sevcik arbeitet heute halbtags bei einer regionalen Beratungsstelle der Pro Infirmis, hat es sich aber ausbedungen, keine Fälle aus ihrem Dorf zu übernehmen, um möglichen Interessenkollisionen aus dem Weg zu gehen. Sie ist aber davon überzeugt, dass sich die beruflichen Erfahrungen aus dem Sozialbereich sinnvoll mit ihrem Amt verbinden lassen, da sie ja beispielsweise den Instanzenweg oft kennt und auch mit den menschlichen Problemen von Benachteiligten vertraut ist.

Allerdings: Die Fürsorgebehörde ist eine Laienbehörde und Mitglieder aus sozialen Berufen sind eher selten. Also wiederum ein eher atypischer Fall!

Bezirksschulpflegerin Margrit Nabholz, Wettswil

Wie kam Margrit Nabholz zu ihrem Amt, was bedeutet es ihr und wie gross ist die zeitliche Belastung, wollten wir wissen. Als vor 14 Jahren in der Bezirksschulpflege des Bezirks Affoltern eine Vakanz entstand, machte der scheidende Amtsinhaber den Präsidenten der FDP Wettswil auf Margrit Nabholz aufmerksam, war doch Frau Nabholz Parteimitglied und schien dem scheidenden Pflegemitglied für das Amt einer Schulpflegerin sehr geeignet zu sein. Dieser Meinung waren in der Folge auch Vorstand und Mitgliederversammlung der Partei. Die gute kaufmännische Ausbildung, die menschlichen Qualitäten und die Erfahrungen, welche die Kandidatin bei ihren langjährigen Aufenthalten in Fernost – wo ihr Mann für eine Schweizer Firma tätig war – gemacht hatte, schienen eine gute Basis für ein solches Amt zu sein. Zudem war Margrit Nabholz als Mutter von zwei heranwachsenden Söhnen mit Erziehungs- und Schulfragen bestens vertraut. Die Wahl stiess auf keinerlei Opposition, und Frau Nabholz arbeitete sich rasch in ihr neues Amt ein.

Was das Amt einer Bezirksschulpflegerin besonders arbeitsintensiv macht, sind die vielen Schulbesuche, die verlangt werden. Dabei findet Margrit Nabholz allerdings gerade diese Besuche und die anschliessenden Gespräche mit den Lehrer(innen) das Schöne und Interessante an diesem Amt. Hinzu kommen aber viele Sitzungen im Plenum und in Kommissionen. Weil Frau Nabholz seit längerer Zeit auch Vizepräsidentin ist, gehört sie von Amtes wegen der Rekurskommission an, welche Rekurse von Eltern und Lehrern behandeln muss, die mit ihrem Anliegen bei der Gemeindeschulpflege nicht durchgedrungen waren.

Bezirksschulpflegerin Margrit Nabholz im Garten.

Da über die Schulbesuche jährliche Berichte verfasst werden müssen, wendet Frau M. Nabholz gut und gerne ein Arbeitstag pro Woche für ihr Amt auf. Daneben erteilt sie fremdsprachigen Kindern im Auftrag ihrer Gemeinde Deutschunterricht, wozu sie, dank ihren guten Sprachkenntnissen, bestens geeignet ist. Auch bringt ihr diese Tätigkeit den Kontakt mit der «Basis».

Das Amt einer Schulpflegerin eignet sich besonders gut für nicht oder nur teilweise berufstätige Frauen, da ja die Schulbesuche tagsüber gemacht werden müssen, was für vollberufstätige Frauen und Männer nicht immer ganz einfach zu realisieren ist. Man sollte sich deshalb auch nicht aufregen, wenn in einer Schulbehörde sogar die Frauen in der Überzahl sind, lange genug war die Situation ja umgekehrt, ohne dass es deswegen je Opposition gegeben hätte.

Sinnvoll ist es, nach Meinung von Frau Nabholz, wenn vor allem Menschen, die selbst Kinder haben, in einer solchen Behörde sitzen. Viele Probleme lassen sich doch aus dem eigenen Erfahrungsbereich heraus leichter beurteilen und nachvollziehen.

Reden wir einmal vom Geld

Alle diese Ämter werden heute durch Pauschalbeträge und/oder Sitzungsgelder entschädigt. Immer wieder stellt sich aber die Frage, ob es nicht schön und sinnvoll wäre, solche Aufgaben ehrenamtlich zu übernehmen. Dabei gilt es aber zu überlegen, dass gerade Frauen ihre Kenntnisse und Fähigkeiten auch in einer beruflichen Teilzeitbeschäftigung einbringen könnten, wo sie für gleichwertige Arbeit in jedem Fall besser entlöhnt würden. Denn auch bei einer bezahlten Tätigkeit in einer Behörde oder Kommission entsprechen die Ansätze selten jenen der Wirtschaft, ja haben vielfach sogar nur Symbolcharakter.

Aber ob nun gut oder schlecht bezahlt, solche Laienbehörden leisten einen Dienst an der Allgemeinheit und kommen den Staat alleweil noch billiger zu stehen als Fachexperten oder eine Aufstockung des Beamtenapparates.

Vielen Frauen bedeutet gerade die Tatsache, dass die von ihnen erbrachte Leistung auch entlöhnt wird, eine Stärkung des Selbstbewusstseins und möglicherweise des Ansehens im Familienverband. Es bringt nun einmal Genugtuung, selbstverdientes Geld für Geschenke und Aufmerksamkeiten ausgeben zu können oder auch ganz einfach auf die Seite zu legen. Und dass solche Entschädigungen wohl in der allerkleinsten Zahl von Fällen die Motivation sind, ein Amt zu übernehmen, versteht sich eigentlich von selbst.

Annemarie Stüssi

Dr. Eleonore Staub war Englischlehrerin und später Leiterin des Ressorts «Frauen» am Fernsehen DRS. Nun ist sie seit einigen Jahren pensioniert, jedoch noch immer recht aktiv. So hat sie aus Anlass ihres 70. Geburtstags eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben, die eigentlich für ihren Freundeskreis bestimmt ist, es jedoch verdient, auch weiterherum Verbreitung zu finden. Dem schmalen Büchlein entnehmen wir den nachfolgenden Essay.

Ich verstehe die Welt nicht mehr

Der englische Schriftsteller Aldous Huxley, Verfasser der «Schönen neuen Welt», spricht gelegentlich von Kulturtanten und -onkeln. Darunter versteht er Leute, die nach gemeinsamem Bildungsgang die gleichen Zitate zur Hand und im Mund haben. Wenn der eine anfängt, kann man sicher sein, dass der eine oder die andere eifrig einfällt und den Spruch beendet.

Solche, sagen wir mal Kulturfans, erinnern sich vielleicht an Hebbels Tragödie «Maria Magdalena».

Die ledige Tochter Meister Antons ertränkt sich, weil sie ein Kind erwartet und ihr Liebhaber sie nicht heiratet. Des Vaters Schlüsselsatz am Ende des Dramas: «Ich verstehe die Welt nicht mehr.»

Als man's in der Mittelschule las, lachte ich über diesen Satz. Heute fällt er mir öfter ein, als mir lieb ist. Meister Anton schleicht sich durchaus nicht nur bei den aberwitzigen welt- und lokalpolitischen Begebenheiten ein. Auch kleine, scheinbar unbedeutende Vorfälle in der nächsten Umgebung verursachen das bewusste erstaunte, ungläubige Kopfschütteln.

Manuela, 23, Sprachlehrerin, beispielsweise erzählt, sie habe ihren Vater bei seiner Scheidung und der anschliessenden Wiederverheiratung beraten, damit er «nicht allzu viele Dummheiten mache».

Renato, 22, Verkäufer, daheim in der Regel verborgen hinter einem Hi-Fi- und Stereo-Vorhang mit einer Mischung aus Soul, Lohengrin und Country, hustet morgens wie ein alter Spitaler und fährt anschliessend zigarettenrauchend im Kleinwagen zur Arbeit, obwohl das Geschäft keine zehn Minuten vom Wohnquartier entfernt ist.

Corinne, 20, attraktive Chemiestudentin, behauptet, ein Land lerne man erst wirklich kennen, wenn man in einem Dorf lebe und mit den Einheimischen über deren Probleme spreche. «Ich weiss, wovon ich rede, denn vor zwei Jahren war ich mehrere Monate mit einer Hilfsorganisation in Südbrasilien bei den dortigen Indios.» Auch Claudia findet das. Die jetzt 24jährige Hostess hütete in Griechenland während eines halben Jahres Schafe. Die Eltern? Ach, die hätten ihr die Reise bezahlt und seien froh gewesen, dass sie sie wieder mal aus dem Haus gehabt hätten.

Ich treffe Markus, 25, Primarlehrer. Er hat den Beruf «vorläufig an den Nagel gehängt». Die Klasse war nicht so, wie er es erwartet hatte. Er kündigte auf Ende Schuljahr und fuhr mit seinem Auto für unbestimmte Zeit nach Südafrika.

Zufällige Alltagsbeobachtungen. Zeugnisse dafür, wie sehr sich in den letzten Jahrzehnten Einstellungen und Ansichten gewandelt haben. Es sind harmlose Beispiele. Und doch verwirren sie die Leute, die die Weltwirtschaftskrise und den Zweiten Weltkrieg als junge Menschen erlebten. Die Beispiele gleichen Puzzle-Stückchen, zu denen das Gesamtbild fehlt.

Ein solches Gesamtbild entsteht in Umrissen, wenn ich wieder einmal Isaac Asimovs Essay «Die gute Erde stirbt» zur Hand nehme. Die Menschen, heisst es dort, müssen aufhören, nach den Maximen ihrer Vergangenheit zu leben. Diese Leitsätze gelten für eine leere Erde, eine kurze Lebenserwartung. Gegenwärtig ist in vielen Teilen des Globus die Kindersterblichkeit geringer, die Lebenserwartung höher als je, die Erde ist überfüllt. Was in vergangener Zeit gesunder Menschenverstand war, ist zum selbstmörderischen Mythos geworden. «Wir können uns nicht mehr so verhalten, als sei die Lebensaufgabe der Frau, eine Gebärmaschine zu sein, und der grösste Segen eines Mannes sein Kinderreichtum... Wahllos erzeugte Kinder werden der Tod des Menschengeschlechts sein.» Asimov fordert deshalb für die nahe Zukunft eine grundlegend veränderte Einstellung zum Sex; zum «Ehrzeig nach dem Grösseren und Besseren», der die Menschen während Jahrhunderten beflügelte; zum Patriotismus: «Die Welt ist zu klein für den Patriotismus, der zu Kriegen führt.»

Veränderte Einstellungen und Ansichten? Ich habe das Gefühl, Asimovs Aufforderung richte sich an mich persönlich. Ich als einzelne muss mich an meinem Platz damit auseinandersetzen, so gut es mir möglich ist. Nur wenn viele sich neu einstellen und verhalten, werden wir überleben können.

Dr. Eleonore Staub

In ihren Essays zum 70. Geburtstag nimmt Eleonore Staub auch den modernen Fitnesskult aufs Korn.

Viele Leute meinen, es hätte keinen Sinn, einigen wenigen Menschen in der Dritten Welt zu helfen. Es wäre bloss ein Tropfen auf einen heissen Stein und nütze ja doch nichts. Anderseits kann man mit 265 Franken kaum etwas Sinnvolleres tun, als einer Slumfrau von Kalkutta zu einem erträglicheren Leben zu verhelfen. Dank der Bengal Service Society ist dies möglich, wie ich in den vergangenen 14 Jahren immer wieder beobachten konnte.

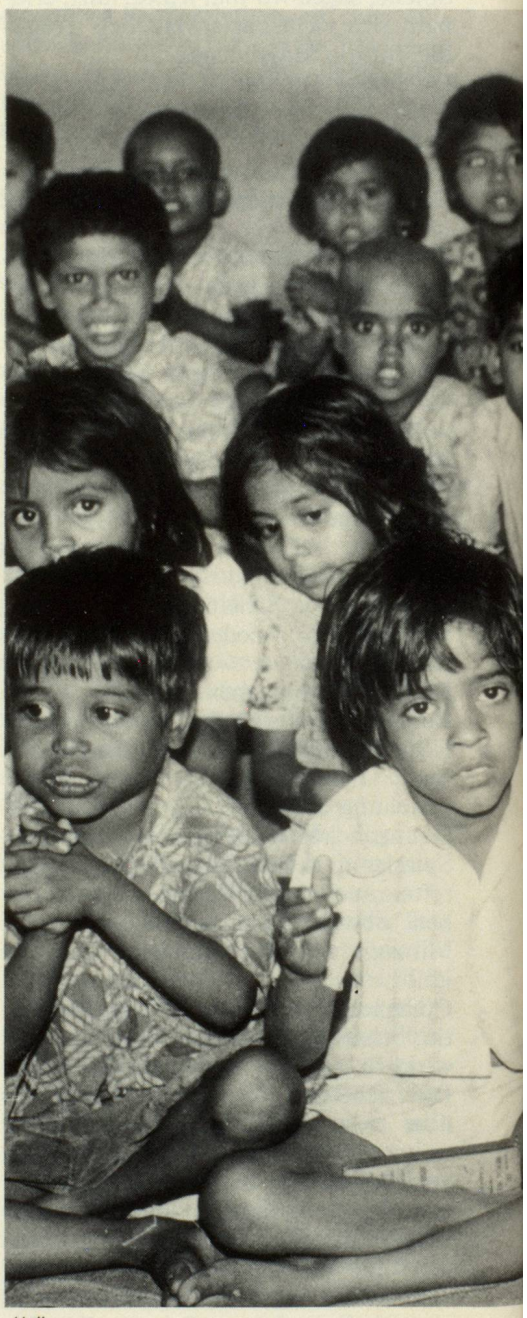
Für 265 Franken eine bessere Zukunft

Sita ist eine von ungezählten Frauen, die die 3000 Slums von Kalkutta bevölkern. Sie weiss nicht genau, wann und wo sie geboren wurde, eben in einer der sogenannten «Hundehütten», in die man nur auf allen Vieren hineinkriechen kann und die längst ein Monsunregen hinweggespült hat.
Ihr Vater starb an der Cholera, die die Stadt noch heute regelmässig heimsucht, ihre Mutter brachte sich und vier oder fünf Kinder mit dem Sammeln von Abfällen durch, wobei die Töchter schon sehr bald mithelfen mussten. Die Buben gingen jeweils bald ihre eigenen Wege, denn in Kalkutta kann sich ein lebenstüchtiges Kind ab fünf Jahren selber durchschlagen. Von Schulbesuch war in Sitas Umgebung nie die Rede. Die Schulen des «Armenhauses der Welt» sind überfüllt mit Kindern aus etwas gehobeneren Milieus, zudem wechselte die Familie immer wieder den Unterschlupf.
Zweimal noch tat sich die Mutter für kurze Zeit mit einem Mann zusammen und empfing nochmals Kinder, von denen jedoch nur eines am Leben blieb.
Sita entwickelte sich derweilen zu einem jungen Mädchen mit hagerem Kinderkörper und fraulich-ernstem Gesicht. Das gefiel einem Bethelnuss-Verkäufer, der sich einen Stand in einer Geschäftsstrasse erobert hatte, bekannt war für seine pikanten Gewürzmischungen und nun in einem richtigen Haus wohnte. Allerdings verfügte er dort nur über ein einziges düsteres und feuchtes Zimmerchen, in dem oft Ratten herumhuschten, doch aus Sitas Sicht war die Unterkunft feudal. Sie glaubte einen wichtigen Schritt auf dem Weg nach oben geschafft zu haben und sah der Geburt des ersten Kindes mit stiller Freude entgegen. Es wurde ein Mädchen, ebenso das zweite Kind, und das wiederum war für den Bethelnuss-Verkäufer Grund genug, sich von Sita zu trennen. Für seinen bescheidenen Handel wollte er männliche Erben. So landete Sita erneut bei den Abfall-Sammlerinnen. Sie schlief mit den beiden Töchtern meist auf der Strasse und betrachtete einen Tag, an dem sie einige leere Coca-Cola-Flaschen finden oder zwei Rupien (ca. 30 Rappen) verdienen konnte, als besonders glücklich.
Ein Schicksal, wie es sie in Indien millionenfach gibt.

Das Wunder von Topsia

Für Sita schien es im Leben keinerlei Chancen zu geben, also keinen trockenen Schlafplatz, kein einigermassen gesichertes Minimaleinkommen, keine regelmässigen Mahlzeiten, keine ärztliche Betreuung im Notfall, keine Schulen für die beiden Mädchen ... Aber dann geschah das Wunder: Sita fand Aufnahme ins Mother-and-Child-Programm der Bengal Service Society, die ihren Hauptsitz im nun sanierten Slum von Topsia hat.
Die Grundidee dieses Programms ist denkbar einfach: Es nützt nichts, nur Nahrungsmittel zu verteilen oder – im umgekehrten Fall – nur irgenwelche Schulung zu vermitteln. «Menschen mit leerem Magen können nicht zuhören», sagt der BSS-Gründer und Leiter Milton McCann. «Im weiteren muss es möglich sein, neu erworbene Kenntnisse auch sogleich nutzbringend anzuwenden.»
So gliedert sich das Mother-and-Child-Programm in drei Teile:

1. Eine Küche, aus der Mütter und Kinder ausreichend verpflegt werden. Dies bedeutet in Kalkutta Brot, Linsenbrei (Dal), Gemüse-Curry, sowie abwechslungsweise ein Ei, ein Stückchen Fisch oder einen Bissen Fleisch. Reis kann nicht abgegeben werden,



Eindrücke aus Topsia (Kalkutta), fotografiert von Margrit Haller.

denn dazu fehlen die nötigen Lebensmittelmarken zum Kauf in den staatlichen Läden. Die Preise auf dem freien Markt aber sind viel zu hoch.

2. Eine Schule für die Kinder, in der sie genau nach den offiziellen Lehrplänen unterrichtet werden, so dass der Anschluss an die Colleges garantiert ist. Die weitaus meisten Topsia-Kinder erlernen jedoch ein Handwerk, zum Beispiel Mechaniker, Computer-Techniker, Elektriker, Schreiner, Schneiderin, Weberin, Telefonistin usw., denn diese Berufe sind am meisten gefragt.

3. Werkstätten für die Mütter, darunter eine Schneiderei, eine Handweberei, Ateliers zur Herstellung von Wandteppichen, Puppen, Bettüberwürfen, Häkeldecken usw.

Ebenso werden an Mütter und Kinder ordentliche Kleider und Saris abgegeben, ebenso gibt's Unterricht in Geburtenkontrolle, ebenso ist für medizinische Betreuung gesorgt, wofür sich indische Ärzte freiwillig zur Verfügung stellen.

Sita kam in die Schneiderei. Dort fertigt sie nun aus alten europäischen Kleidern, die in Kalkutta keine Frau tragen kann, hübsche, neue Kinderkleider an. Zugegeben, die Säume sind nicht immer ganz gerade gesteppt, die Knopflöcher gelegentlich etwas schief geraten, doch das stört in Indien niemanden. Topsias Kinderkleider finden leicht Absatz und garantieren für Sita und ihre Kinder somit einen bescheidenen Wohlstand. Den Platz an der Nähmaschine stellt weiterhin das Hilfswerk zur Verfügung. Sita selbst aber ist heute eine nette, gepflegte Frau mit ewig strahlendem Lächeln.

Machbare Wunder

Die Ausbildung von Sita hat – inklusive Verpflegung, Sari und Schulung der Kinder – ziemlich genau 265 Franken gekostet und wurde von einer Schweizer Gönnerin bezahlt.

Zahlreiche Sitas warten auf ein ähnliches Wunder. Und zahlreiche Schweizer könnten ein solches Wunder ohne grosse Opfer bewirken. Sie müssten höchstens auf ein weiteres Pulloverchen oder auf ein aufwendiges Essen im Restaurant verzichten.

Wer macht mit? *Charlotte Peter*

Bitte überweisen Sie Ihre Spende mit dem dieser Ausgabe beiligenden Einzahlungsschein auf das Konto Nr. 255.433.02 D, Schweizer Frauenblatt, Stichwort «TOPSIA».

Christiane von Goethe, geborene Vulpius, kennt man fast nur aus der Perspektive ihrer gebildeten und adligen Rivalin Charlotte von Stein. Begreiflich deshalb, dass die ehemalige Blumenmacherin in der Literatur recht schlecht wegkommt.

Goethes dickere Hälfte

Ordinär, einfältig, ja sogar trinksüchtig soll sie gewesen sein. Und trotzdem ist es ihr gelungen, den Dichterfürsten fest an sich zu binden und ihn schliesslich nach zwanzigjähriger Bekanntschaft zu heiraten. Man darf deshalb wohl annehmen, dass Christiane auch manche Tugenden hatte. Christine Brückner hat es unternommen, Goethes «Betthäschen» selber reden zu lassen und damit ein gerechteres Bild zu schaffen.

Ich wär Goethes dickere Hälfte

Christiane von Goethe im Vorzimmer der verwitweten Oberstallmeisterin Charlotte von Stein

Die Frau verwitwete Oberstallmeisterin empfängt nicht? Sie fühlt sich nicht? Auch recht. Ich kann warten. Vielleicht fühlt sie sich demnächst wieder? Ich kann auch Platz nehmen. Vielleicht müssen Sie Ihren Salon mal verlassen und kommen durchs Vorzimmer, und da sitzt dann die ehemalige Vulpius. An der kommt man nun nicht mehr vorbei, Madame von Stein, auch Sie nicht. Soll ich lauter sprechen, damit Sie mich verstehen? Oder halten Sie sich die Ohren zu, weil ich ordinär rede? Thüringisch! Das tun Sie auch, nur gestelzter.

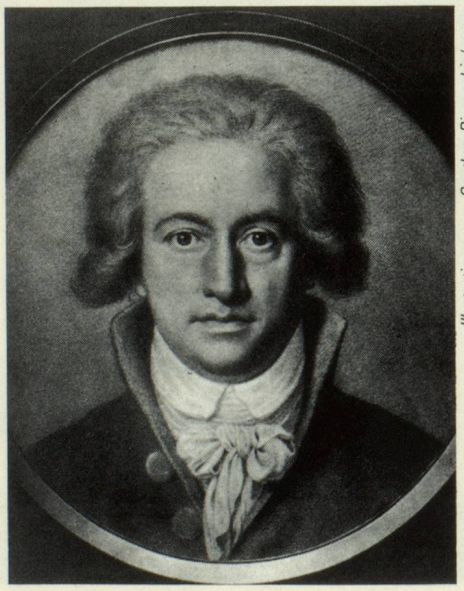
Ich passe nicht in Ihre Sessel, ich bin zu breit. Hier darf man sich's wohl nicht commod machen? Hier muss man die Knie aneinander drücken und darf sich nicht anlehnen. Aber ich lehn mich gern wo an! Und jetzt setz ich mich erst recht lätschig, nur weil Sie's erwarten.

Der Portwein ist für mich? Oder soll er noch für andere Besucher reichen? Wer kommt denn noch? Die Weimarer fürchten Ihre spitze Zunge. Haben sie die Karaffe füllen lassen, als Sie die Kalesche der Vulpiussen haben vorfahren sehen? Wollen Sie wissen, ob ich die Karaffe leer mache? Kommt drauf an, Madame, wie lange Sie mich warten lassen. Wer mehr Geduld hat.

Jetzt sind Sie neugierig, ob der Meinige weiss, dass ich Ihnen einen Besuch abstatte. Er befindet sich zur Zeit auf Reisen, das weiss in Weimar jeder, und Sie wissen's auch. Und wenn er zurückkommt, erzählt er, wie's war, und ich erzähl ihm, wie's in Weimar war, und vielleicht erzähl ich ihm auch, dass die Frau von Stein sich nicht fühlte, um die kranke Frau von Goethe zu empfangen. Ich dacht, wir hätten uns was zu sagen gehabt. Wenn's dem Ende zugeht, muss es auch mit dem Streit zu Ende gehn. Wir sollten unsre Sach ins reine bringen. Vielleicht, dass Sie das eine oder andere gern zurücknehmen möchten? Worte wiegen schwer. Sie haben angeordnet, dass die Sargträger Ihre Leiche nicht am Frauenplan vorbeitragen sollen, wenn's soweit ist. Ich bin vorher dran, Madame. Wenn's meinetwegen ist, können Sie sich den Umweg sparen, und der Meinige wird nicht am Fenster stehn, er geht dem Tod aus dem Wege.

Ich schenk mir noch mal ein, wenn's recht ist. Und jetzt werd ich Ihnen erzählen, wie alles gekommen ist.

Ich hab nichts für mich gewollt von dem Herrn von Goethe. Ich hab ihm damals eine Bittschrift meines Bruders überreicht. Nur angesehen hat er mich, und ich hab geknickst und bin rot geworden und hab gelacht, weil ein armes Mädchen nicht stolz sein darf. Er hat mich eingeladen in sein Gartenhaus. Zuerst, da haben die Leut gedacht, die Demoiselle Vulpius putzt und kocht für ihn und weiter nichts. Aber das Weiternichts, das war die Hauptsach. Für ihn war ich keine Arbeiterin, die Kunstblumen in der Bertuchschen Fabrik macht, für ihn war ich ein Blumenmädchen. Ich war sein Mädchen. Er liebte Mädchen. Er hatte genug von den Damens! Ich hab mich heimlich durch die Gärten hingeschlichen, hintenherum. Das Wehr an der Ilm rauschte, da hat mich keiner gehört. Er sollte nicht ins Gerede kommen, und ich durfte auch nicht ins Gerede kommen. Aber die Weimarer! Da hat jeder drei Augen und drei Ohren! Als sie's rausgekriegt hatten, dass ich bei ihm war, Tag und Nacht, da hiess es, ich wär ein Geschöpf aus der Gosse. Ich wär eine Hure. Ich käm aus einer Pöbelfamilie. Mein Vater wäre ein Trinker.



Johann Wolfgang Goethe als galanter Kavalier.

Illustrationen aus Goethes Biographie/rororo

Aber der Meinige hat mir einen Schlüssel gegeben und hat «unser Häusgen» gesagt. Ich hab im Garten gehackt und gejätet und Wasser von der Ilm geholt und die Blumen gegossen, und die sind gewachsen und haben geduftet. Das war mir am liebsten, draussen bei den Blumen, die Dornen hatten und welk wurden, anders als die Seidenblumen, die ich bei Bertuch machen musste für Damens wie Sie. Wir Mädchen waren stolz, wenn wir hörten, dass die Frau Oberstallmeisterin von Stein unsere Blumen an ihrem Busen trug, an ihrer «imponierenden Büste», sagten wir dazu.

Wenn der Meinige nach Jena fuhr, für mehrere Tage, und ich war allein im Häusgen, dann hab ich mich nützlich gemacht, und wenn er zurückkam, war ich nicht verdriesslich und hab nicht gefragt wieso und woher. Dann hatten wir unser Hätschelstündchen, darauf war er so erpicht wie ich. Die Frau Rath in Frankfurt hat ihn ihren Hätschelhans genannt und hätscheln, das hatte er gern und ich auch. Und gelobt hat er mich, ohne meinen Namen zu nennen. Er hätt jetzt ein Haus und gut Essen und Trinken und dergleichen, und die Leut wussten, was er mit dergleichen meinte und tuschelten und keiften, und ich traute mich nicht auf die Strasse. Aber er, er hat's als eine Gewissensehe angesehen, nur ohne Zeremonie. Er hatte ja noch nicht viele gute Ehen zu sehen bekommen, in Weimar nicht und in Jena auch nicht. Keine, die ihm Lust gemacht hätte. Da war alles standesgemäss und reputierlich, und von Lust und Lachen war nichts. Ich hab nicht viel gelernt, nur dass ich lesen und schreiben konnt, aber ich hab meine Augen und Ohren aufgesperrt, und meine Gedanken sind

hinter seinen Gedanken hergerannt und sind Kobolz geschossen und oft nicht angekommen. Er hat mir vorgelesen, was er geschrieben hat, nicht nur Ihnen, Madame, und manchmal tut er's heut noch. Ich hab zugehört und genickt und gelacht und losgeheult, wenn's traurig war. Und wenn's langweilig war, bin ich eingeschlafen. Ich war wie's Publikum. Und Sie waren seine Kritikerin. Zu Haus will einer nicht kritisiert werden, da will er geliebt und bewundert sein. Und geendet hat's meistens mit unserm Schlampampstündchen. Sie wissen nicht, was das ist? Hat's das mit dem Herrn Oberstallmeister nicht gegeben? Ich sag's Ihnen nicht. Jetzt brauchen Sie's auch nicht mehr zu wissen.

Was haben Sie denn Ihrer Dienstmagd gesagt, als Sie die Vulpiussen im Spion entdeckt haben? Für die Dame Vulpia bin ich nicht zu Hause? Ich bin unwohl? Unpässlich? Wird Ihnen schlecht bei meinem Anblick? Es riecht hier säuerlich, Madame, schon auf der Stiege. Ungelüftet! Ich komm aus kleinen Verhältnissen, aus der Gosse, oder wie drücken Sie das aus? Aber jetzt hab ich's zu was gebracht, ohne dass ich drauf aus war. Es hat sich ergeben. Ich sag dem Kutscher: Fahr er mich zu der Frau Oberstallmeisterin von Stein! Er braucht nicht zu warten, wir haben miteinander zu reden, es wird dauern.

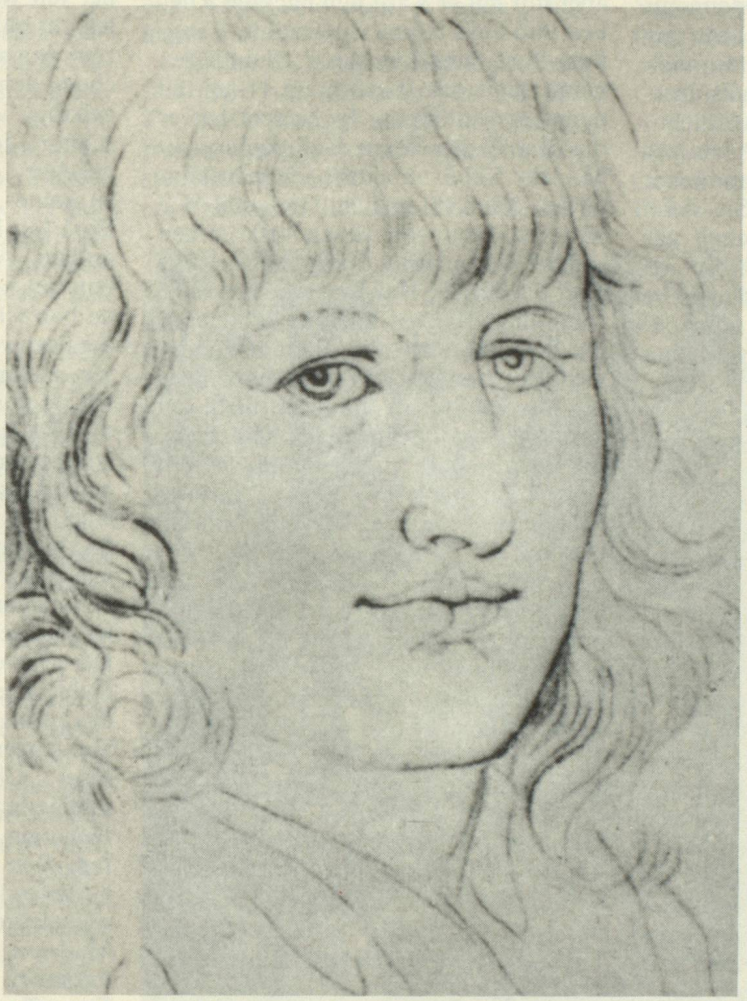
Jetzt seh ich's mit eigenen Augen. Sie leben ärmlich. Die Dielen knarren. Keine Teppiche mehr, kein Kronleuchter. Aber eine silberne Schale für die Visitenkarten! Der Stuhl hat kein Polster. Und Sie sitzen am Fenster und gucken auf die Strasse, was die Leut für Fehler machen, und mokieren sich. Sie sind ein Zugucker, aber ich mach überall mit, auch heut noch. Sie sind gekränkt, weil die Marodeure Ihnen alles zerschlagen und weggenommen haben. Wenn Krieg ist, passiert so was. Ich hab die Kerle rausgeworfen. Raus hier! hab ich geschrien, und das haben sie verstanden, auch wenn's nicht französisch war. Sie, Sie konnten doch parlieren! Oder wollten Sie sich mit dem ordinären Kriegsvolk nicht einlassen?

Bei Ihnen friert's mich, Madame! Vornehme Kühle und vornehme Blässe. Aber ich geh in die Sonne, weil ich's gern warm hab und bin braun wie die Frauen in Sizilien. Und wenn's regnet, wird's Haar kraus, ohne Brennschere, und geschnürt bin ich auch nicht, alles Natur, wie's der Meinige gern hat. Ich red, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ihm wär's recht, aber er sagt nicht «Schnabel», er sagt «dein Mäulgen». Ich hab keinen spitzen Schnabel und keine spitze Zunge, bei mir ist alles rund. Besser rundlich als runzlig. Und Grübchens! Er hat sie gezählt. Zwölf hat er gezählt. Ich sag Ihnen nicht wo alles. Ich sag «Meiniger», das hat er immer gesagt, als mir noch Madame Vulpius und Sohn waren. Ich sag «mir» – stört Sie das? Der Meinige war abhängig von mir und ich von ihm. Was ist denn Schöneres, als wenn einer den anderen braucht? Sie waren seine Seelenfreundin. Gut! Die Seele hätt ich Ihnen gegönnt, wenn's nur eine gute Seele gewesen wär! Erst waren Sie seine Lehrmeisterin, dann war ich's, nur bei mir hat er was anderes gelernt. Sie waren sieben Jahre älter als er, ich war siebzehn Jahr jünger. Ich könnt Ihre Tochter sein, aber ich hätt's nicht wollen. Dann hätten Sie mich erzogen und gedrillt, und aus mir wär womöglich ein Hoffräulein geworden. Auf die Dauer konnt er eine edle Seele leichter entbehren. Ans warme Bett gewöhnt man sich. Ich war seine Wärmkruke.

Wie's so geht: ein Jahr, und ich kam nieder. «Liebe bildete dich: werde dir Liebe zuteil», so hat er seinen Sohn begrüsst. Unser August! Unser Bübgen! Sie hätten sich doch mitfreuen können. Ein leiblicher Sohn von Johann Wolfgang von Goethe! Alle wussten es doch, und er hat's auch nie geleugnet. Und Ihrem Sohn Fritz war er doch wie ein Vater, hat ihn erzogen und gebildet. Und jetzt reden Sie schlecht von unserem August, er wär ein Trinker, wie seine Mutter.

Der Meinige hatte viele Pflichten am Hofe und Ämter und musste oft weg, aber nach dem Bübgen und mir hat er sich immer gesehnt. Er hat uns Briefe geschrieben und Präsenter mitgebracht, damit ich mich putzen konnte wie die Damen in Weimar. Hauben und Seidenstoffe. Und wenn ich mich langgeweilt hab, bin ich ausgegangen. Er wollt nicht, dass ich gramselig war, und wenn ich merkte, dass ich's wurde, bin ich Tanzen gegangen und Weintrinken und Schlittschuhlaufen und Kartenspielen. Wenn er zurückkam, war ich so, wie er mich hat haben wollen, quirlig und lustig. Ich bin, wie ich bin, und er ist, wie er ist. Er wollt mich so, und ich wollt ihn so. Oft war ich richtig hasig, wie die Mädchen in Italien.

Das ist, wenn man Lust auf einen Mann hat, Madame! Nicht auf irgendeinen. Auf den! Davon wird man dann leicht krabbskrallig. Und meine Krabbskralligkeit hat ihn jedesmal belebt. Er schrieb ein neues Werk, und ich machte auch was Neues. Mir ist's dann nicht mehr geraten. Egal, ob Sie wissen, was ich meine. Jetzt heul ich auch noch. Das könnt Ihnen so passen, die Frau Geheimrat von Goethe vergiesst Tränen im Haus der Frau von Stein. Das ist ja zum Lachen! Bevor ich wein, lach ich lieber. Das war Gottes Strafe, haben Sie bei Hof gesagt, als mein Kind nur ein paar Tage gelebt hat, und eins hat nur ein paar Stunden geatmet. Und wenn ihre Kinder tot auf die Welt gekommen sind, da war's dann Gottes Wille.



Bleistiftzeichnung von Christiane Vulpius, gezeichnet von Goethe.

Die Karaffe ist noch halbvoll. Ich hab noch einiges zum Sagen, Madame!

Seine Mutter, die Frau Rath in Frankfurt, hat mich «liebe Freundin» genannt und auch «liebe Tochter». Ich wär seine «Gefährtin», hat sie gesagt, und das Wort trifft's genau, da steckt Gefahr drin. Gefahren werden! Meine Equipage! Das war ein Triumph, als er mir die Kutsche geschenkt hat und ich hab anspannen lassen und bin durch die Strassen gefahren. Da bewegten sich die Gardinen! Inzwischen wohnten wir im Jägerhaus. «Eroticum» hat er's genannt, aber das durfte keiner hören. Eros in Weimar! Werden Sie rot, Madame? Wenn ihm unsere Gewissensehe genügte, und dem Herzog genügte es auch, dann konnte es mir auch genügen. Was hatte ich denn für eine Wahl? Wer hätte mich denn genommen? Ein Kanzleisekretär vielleicht. Besser die Freundin eines grossen Mannes als die Frau eines kleinen. Warum hassen Sie uns denn? Ich hab Ihnen doch nichts weggenommen. Was ich ihm gab, wollten Sie doch nicht hergeben, hatten's ja auch gar nicht. Wie jemand nach dem Abschied ist, daran erkennt man, was die Sache vorher wert war. Das weiss ich vom Garten: Es geht nichts auf, was man nicht gesät hat.

Erinnern Sie sich noch an den vierzehnten Oktober achtzehnhundertsechs? Die Kinder lernen das Datum jetzt in der Schule. Die Schlacht bei Jena! Als die französischen Soldaten am Frauenplan alles verwüsteten und ins Haus drangen und sich mit den blanken Säbeln auf den Meinigen stürzen wollten, da hab ich mich dazwischen geworfen. Die Männer waren besoffen. Ich hab ihnen ein paar Silberleuchter in den Arm gedrückt, und da sind sie abgezogen. Der Meinige sagt, er verdankt mir sein Leben, und seither gehörten wir erst recht zusammen, und er hätt jetzt Verantwortung für mich. Drei Tage später wurden wir getraut. Heimlich, haben Sie gesagt, und nur in der Sakristei, weil Goethe sich mit der Vulpiussen geniert hätte. Aber das ist nicht wahr. Im Hauptschiff der Kirche lagen die Verwundeten. Deshalb. Der Herr Oberkirchenrat hat uns persönlich kopuliert, und hernach war ich eine Exzellenz, und unser August durfte sich «von Goethe» nennen. Und ich bekam meine Honneurs! Das Zähneknirschen der Weimarer hab ich hören können, wenn sie die Geheimrätin von Goethe empfangen mussten. Und ich hab trotzdem weiter Karten gespielt und bin allein ins Theater gegangen, aber in die Loge! Der Meinige hat mich nicht eingesperrt und ich hab ihn auch nicht. Jetzt frag ich Sie mal was: Hätt der Herr verstorbene Oberstallmeister Sie noch mal geheiratet, als er Sie schon zwanzig Jahre gehabt hatte?

Ich feire gern Feste und bin gern dabei, wenn's wo lustig hergeht, wie bei den Schauspielern. Sollen die Weimarer doch reden! Bei Ihnen hätt er seinen Prophetenmantel nicht tragen dürfen und seine weichen Schlappen auch nicht. Sie wollten einen Hofdichter aus ihm machen, mit Jabot und Perücke und mit gestickten Westgens. Wenn er seinen Katarrh hat und Fieber, dann mach ich ihm Wickel, und wenn er Schüttelfrost hat, zieh ich's Hemd aus. Nicht seines! Meines, Madame, und wärm ihn. Ich beherrsche das Versmass des Hexameters so gut wie Sie, aber mir hat er's auf den nackten Rükken und aufs Hinterteil gezählt. Langkurz-kurz, lang-kurz-kurz. Skandieren nennt man das. Und mein Hinterteil nennt er Kallipigos. In Neapel hat er die Statue der Venus Kallipigos gesehen, die Venus mit dem schönen Hinterteil. Nach Ihrer Zeit, Madame! Wie hätte er denn von Ihnen loskommen sollen? Er musste doch fliehen! Bis über die Alpen! Hat Ihnen keiner seine römischen Elegien zugesteckt? Heimlich? Hätte sich die Seelenfreundin vielleicht besudelt? Warum haben Sie ihm die römischen Mädchen nicht gegönnt? Ich gönn ihm seine Minchens. Ich nenn sie alle Minchens, ob sie nun Lilly oder Faustina oder Charlotte heissen. Er lässt mich tanzen, und ich lass ihm die Minchens.

Er braucht Ruhe für seine Arbeit. Ich rumple und rumore, sagt er. Früher hat er's gern gehabt, als wir noch allein im Gartenhaus waren, aber jetzt ist das Haus voller Leute, Knechte und Mägde und Kutscher und ein Sekretär und alle die Besucher, die ihm ihre Aufwartung machen wollen. Das ist ein Gedrängel und Gewimmel, und darum fährt er oft weg. Wenn er wiederkommt, da «wird ihm die Nacht zur schöneren Hälfte des Lebens», hat er mir geschrieben.

Ich wär Goethes «dickere Hälfte» haben Sie gesagt. Sagt das eine edle Seele? Als Kind hab ich oft Hunger gehabt, und später hab ich viel runtergespült, sonst wär es mir vielleicht hochgekommen, und ich hätt auf der Strasse oder im Gasthof gesagt, was ich jetzt nur zu Ihnen sage. Sie haben eine schlanke Taille, Madame. Wie lange braucht denn Ihre Dienstmagd, bis sie das Mieder so stramm gezogen hat? Sie haben wohl auch bei Tisch keinen Spass gehabt? Ich ess gern, und ich trink gern, was Gutes und nicht so eine billige süsse Plempe. Aber ich mach die Karaffe trotzdem leer! Damit Sie Ihre Meinung nicht ändern müssen und damit Sie nicht lügen, wenn Sie überall erzählen, dass die Dame Vulpius die Karaffe leergetrunken hat und Ihnen ihr Herz ausschütten musste. Ich hab Schmerzen im Leib, von den Nieren, vielleicht ist es auch die Galle. Es tut mir wohl, mal alles auszusprechen. Goethe wär sinnlich geworden durch mich, haben Sie behauptet, als wäre das was Schlimmes, als wär er nun nicht mehr der grosse Dichterfürst von Weimar.

Ich bin fünfzig, Sie sind sieben Jahre älter als der Meinige, dann sind Sie jetzt – egal, alte Frauen sind wir beide. Ich war nicht schön, vor den Schönen muss man sich in acht nehmen, die gibt's nur in Büchern und auf der Bühne. Ich war nur hübsch. Für ihn war ich ein hübsches Mädchen mit schwarzen Augen und Locken und Grübchens. Ich hab immer weite Röcke angehabt, ich hab mich nicht eingeschnürt, ich spar nicht. Ich hab's hergegeben. Aber an mich rangekommen ist keiner, ausser dem Meinigen. Auf Ehr! Ich hab auch eine Ehr, nur eine andere. Als ich das gehört hab, das von der «wildgewordenen Blutwurst», da hab ich Krämpfe gekriegt. Ich hätt die Frau von Arnim, die Bettina, gebissen, haben die Leute gesagt. Dabei hab ich sie nur gepackt und rausgeworfen, weil sie ihn belästigt hat. Stammt die wildgewordene Blutwurst auch von Ihnen? Unsere gute Thüringische Blutwurst!

So, Madame! Die Karaffe ist leer, und ich bin voll. Ich trink wegen der Schmerzen, dann geht's für eine Weile, und ich mach ein lustiges Gesicht. Der schweflige Brunnen in Berka hilft nicht, aber ein Glas Punsch, das hilft, das ist meine Medizin.

Sie hätten mich empfangen dürfen, Frau Oberstallmeisterin! Ich bin schliesslich hoffähig. Ich hab vor der Herzogin meinen Knicks machen dürfen. Der Herzog hat mich zum Tanz aufgefordert, und ich hab ihn gedreht wie meine anderen Tänzer. Wenn die Madame Schopenhauer der frischgebackenen Christiane von Goethe eine Tasse Tee anbieten konnte, dann darf Ihnen doch Ihr Portwein nicht zu schade sein. Ich werde Ihnen ein Kistchen von unserem Samos schicken lassen.

Und jetzt geh ich. Ich bin nicht mehr sicher auf den Beinen. Ich leg Ihnen keine Visitenkarte in die Silberschale, ich leg Ihnen einen Vers von dem Meinigen hin, an mich. Soll ich's vorlesen? Oder haben Sie genug vom ordinären Thüringisch der Vulpiussen?

(Aus Christine Brückner «Wenn du geredet hättest, Desdemona» – ungehaltene Reden ungehaltener Frauen, ein Ullstein Buch)

Städteweekends gehören längst zu den Evergreens auf dem Reisemarkt und erfreuen sich vor allem bei Vereinen, Ehe- und Freundespaaren und sonstigen Grüppchen grosser Beliebtheit. Alleinstehende Frauen dagegen haben noch öfters Hemmungen. Ganz allein ein Weekend in London, Paris oder Rom? Ob das gutgeht?

Weekend-Tips für Frauen

Wir meinen ja, dies zumindest dann, wenn einige Spielregeln beachtet werden:

■ Nehmen Sie sich etwas Konkretes vor, zum Beispiel: Kauf einiger origineller Geschenke für die nächsten Geburtstage. Oder: Besichtigung der schönsten Brunnen von Rom. Oder: Besuch in den ausgefallensten Museen von Wien.

■ Passen Sie sich den lokalen Gewohnheiten an. Frühstücken Sie in Paris in einem Strassencafé mit Kaffee und Croissants. Leisten Sie sich in London am Nachmittag einen High Tea mit Sandwiches, Kuchen, Pastetchen und anderen Leckereien. Versäumen Sie in Madrid nicht die abendliche Tee- oder Cocktailstunde mit knusprigen Churros beziehungsweise mit Sherry und Tapas.

■ Nehmen Sie Kontakt mit Kollegen auf. Berufsverbände, aber auch Organisationen wie «Sweden at home», «Meet the Danes» usw. helfen gerne.

■ An den Theaterkassen haben Einzelgänger oft Glück, denn einen einzigen Platz gibt's fast immer noch. Halten Sie aber auch Ausschau nach Leuten, die vor dem Theater eine überzählige Karte verkaufen wollen.

■ Fahren Sie mit dem Bus oder mit der Strassenbahn kreuz und quer in der fremden Stadt herum und steigen Sie dort aus, wo Ihnen eine Strasse oder eine Gegend interessant erscheint.

■ Erkundigen Sie sich nach den besonderen Sights: eine Auktion bei Sotheby's in London, der Blumen- oder Kleintiermarkt in Paris, die Dichter- und Musikerwohnungen in Leningrad, die Papstaudienzen in Rom, die Flamenco-Schulen in Madrid, die Windhundrennen in Dublin usw.

■ Orientieren Sie sich über die Topographie eines Ortes nicht nur auf dem Stadtplan, sondern auch von einem Turm oder einem Hochhaus aus.

■ Meiden Sie die typischen Touristenrestaurants und essen Sie lieber dort, wo die einheimischen Büroangestellten hingehen. In solchen Lokalen dürfen Sie auch ohne weiteres einen Tischnachbarn fragen, oder der Fisch gut oder ob das Poulet knusprig sei.

■ Allein besuchen können Sie die Heurigenlokale bei Wien, die Café Théâtres und Music Halls von Paris, Konzerte, Folkloreshows, Cabarets, Opern, Musicals und Theater allüberall, Hotelbars und Sportveranstaltungen, Volksfeste und was sonst noch im Freien geschieht. Pubs in Dublin, Weinstuben in Prag, Budapest und Belgrad usw. usw.

■ Ziehen Sie bequeme Schuhe an und gehen Sie möglichst oft zu Fuss. Nur eine Stadt, die man erwandert hat, kennt man richtig.

■ Die by-night-tours sind meist teuer und eher auf den naiveren Teil der Touristen zugeschnitten. Anderseits bieten sie neben der Abwechslung auch stets einige Kontakte.

■ Ausflüge in die nähere oder fernere Umgebung sind von den grossen Städten aus stets sehr gut organisiert. Sie können sich einer Gruppe anschliessen oder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln hinfahren, was natürlich bedeutend billiger ist. Sehr lohnend unter anderem Marienbad, Karlsbad und die Moldau (von Prag), Kap Sunion, Hydra, Aegina und Delphi (von Athen), Sagorsk (von Moskau), der Plattensee (von Budapest), Bursa und das Marmarameer (von Istanbul), Oxford und Cambridge (von London) usw.

■ Und zum Schluss: Wer sich gründlich vorbereitet, hat mehr vom Reisen. Gute Literatur aber gibt's in Hülle und Fülle.

Charlotte Peter

Foto: Irma Schlumpf

Die grosse Fiera von Sevilla ist längst zu einer Touristenattraktion geworden – und doch noch echt.

Die wohl am meisten beanspruchten Körperteile sind unsere Füsse. Zum einen werden sie als Träger unseres, nicht selten, wechselnden Körpergewichts und als Fortbewegungsmittel vielfältig gefordert; zum anderen laufen in den Fusssohlen die Nerven fast aller inneren Organe zusammen, so dass die Füsse auf Druck und Berührungen besonders empfindlich sind.

Pédicure* – im Dienst am Fuss

Indessen müssen gerade die Füsse, deren Zustand sich auf das gesamte Wohlbefinden des Menschen auswirkt, oft viel leiden. Abgesehen von der Mode, beziehungsweise unpassenden und ungeeigneten Schuhen, setzt ihnen unsere zivilisatorische Lebensweise besonders zu. Harte Strassen, vielfach beruflich bedingte, einseitige Belastungen, etwa stundenlanges Stehen einerseits, Bewegungsmangel anderseits, haben eine Verschlechterung der Fussgesundheit mit sich gebracht.
So haben heute rund 80 Prozent unserer Bevölkerung Fussbeschwerden beziehungsweise sind fussleidend.
Aufgrund vor allem dieser Tatsache, bei der auch die Zunahme der älteren Bevölkerung eine Rolle spielt, aber auch aus präventiv-medizinischen Gründen, ist die Nachfrage nach fachgerecht durchgeführter Fusspflege in den letzten Jahren stark gestiegen.

... zur Podologin/Pédicure

Mit der fachgerechten Pflege gesunder und kranker Füsse befasst sich heute die Podologin/Pédicure. Während die gängige Bezeichnung «Pédicure» aus dem Lateinischen stammt und sich aus den Worten «Pes» oder «Pedis» = Fuss und «cura» = Pflege zusammensetzt, kommt der Begriff Podologe aus dem Griechischen und bedeutet «Fusskundiger».
Die Bezeichnung Podologe wurde 1980 vom Schweizerischen Podologenverband eingeführt, um sich gegenüber der bloss kosmetischen Fusspflege abzugrenzen und den Patienten auf diesen Unterschied hinzuweisen. Die Podologie, die nicht als BIGA-Beruf anerkannt ist und auch nicht unter die Rotkreuzberufe fällt, ist ein paramedizinischer Beruf, der sich, wie die Medizin und andere paramedizinische Berufe, in den letzten Jahren vor allem in Richtung Technisierung gewandelt hat.
Dank dieser Entwicklung und den zur Verfügung stehenden modernen Techniken, ist die gelernte Podologin heute in der Lage, auch grössere, tiefgreifendere Eingriffe am Fuss vorzunehmen. Der Beruf ist damit aber auch anspruchsvoller geworden und stellt an die Podologin/den Podologen einige Anforderungen. Im Vordergrund stehen dabei geschickte, geschmeidige und bewegliche Hände sowie ein ausgeprägter Tastsinn. Weitere Voraussetzungen sind etwa Zuverlässigkeit, gute Beobachtungsgabe, die Fähigkeit rationell, aber ohne Hast zu arbeiten, Geduld, Interesse an naturwissenschaftlichen Fächern, Einfühlungsvermögen und Kontaktfreude sowie Verantwortungsbewusstsein und nicht zuletzt eine gute physische Konstitution.

Vor allem Frauen

Obwohl der Beruf für beide Geschlechter geeignet ist und vermehrt auch Männer diesen Beruf ergreifen, ist die Podologie doch vorwiegend ein Frauenberuf, beträgt doch der Anteil der Männer nur 5 Prozent.
Das Arbeitsfeld ist breit und vielfältig. Es reicht von der praktischen Pflege von Füssen und Unterschenkeln, wie Pflege von Haut und Nägeln, Nagelbehandlung, Anfertigen und Anlegen von Verbänden, Druckschutz- und Entlastungspolstern, Verwenden von Pflegemitteln, Versorgen von kleineren Verletzungen über Massagen von Fuss und Unterschenkeln, das Durchführen spezieller Bewegungsübungen etwa gegen Fussschwäche und -veränderungen, Anwenden und Anpassen von Stütz- und Korrekturmitteln aller Art an Fuss- und Unterschenkeln bis zu Desinfektion, Sterilisation und Unterhalt von Instrumenten, Apparaten und Pflegemitteln.

Mittlere schulische Vorbildung

Das Mindestalter für den Antritt der Lehre ist 17 Jahre, und als schulische Vorbildung wird drei Jahre Sekundarschule (Kanton Zürich) oder die in einem andern Kanton entsprechende Schulbildung verlangt. Eine Ausbildung an der unteren Volksschulstufe wiederum muss mit einem 10. Schuljahr, etwa Handelsschule oder einer Fortbildungsklasse, ergänzt werden.
In der deutschen Schweiz erfolgt die drei Jahre dauernde praktische Ausbildung in einem vom Verband anerkannten Lehrbetrieb, dessen Ausbildnerin oder Ausbildner das Meisterdiplom des Verbandes besitzt.
Die theoretische Ausbildung an der verbandseigenen Fachschule in Olten dauert zwei Jahre; ein drittes Jahr wird jedoch vom Vorstand angestrebt. Die praktische Ausbildung umfasst die Bereiche Berufshygiene, Medikamenten-, Waren- und Materialienkunde, Unfallverhütung, Arbeitsschutz und Erste Hilfe sowie Berufskunde. Die Lehrlinge lernen dabei etwa alles über Krankheitserreger (Bazillen, Bakterien, Viren u.a.), über die Wirkung von Desinfektionsmitteln, das Reinigen von Arbeitsraum, -kleidung, -geräten, die Wirkung und Anwendung von Mitteln und Medikamenten und wie Waren und Materialien sachgerecht gelagert werden müsssen. Sie erfahren alles Wissenswerte über fussgerechtes Schuhwerk, Korrekturmittel (Zehenrichter, Ballenschalen u.a.), Fusspflegeartikel, die mit ätzenden Stoffen und dem Umgang mit Apparaten (elektrischer Strom) verbundenen Gefahren und über die Schutzeinrichtungen an Apparaten und Maschinen. Sie lernen ferner wie sie sich bei Unfällen verhalten müssen, wie sie Berufskrankheiten vorbeugen können, wo die Grenzen der zulässigen Berufsausübung liegen, und sie werden mit der Haftpflicht des Podologen, das heisst Versicherungsfragen, vertraut.
In der Schule werden jedes Jahr zwei Klassen, eine 1. und eine 2. Klasse mit je 30 bis 35 Schülern, ausgebildet. Neben Grundlagenfächern wie Anatomie, Bakteriologie, Pathologie, Physiologie und Medikamentenlehre, Anatomisches Zeichnen und Modellieren und berufskundliche Fächer wie Orthopädie, Nagelprothetik, Orthoplastie, Patientenpsychologie werden auch allgemeinbildende Fächer, so

Löhne

Der Verdienst nach der Ausbildung liegt zwischen Fr. 2000.– bis Fr. 2200.– und 2300.– im Monat. Eine Lehrling erhält im ersten Lehrjahr Fr. 350.–, im zweiten Fr. 450.– und im dritten Lehrjahr Fr. 650.–; Trinkgeld ist in dieser Branche noch verbreitet.

* *Auch Podologie genannt*

Staats- und Wirtschaftskunde, Rechts- und Gesetzkunde, Buchhaltung, Rechnen Geschäftskorrespondenz (keine Fremdsprachen) unterrichtet.
Der wöchentlich eintägige Unterricht erfolgt im ersten und dritten Lehrjahr, wobei die Spesen und die Hälfte des Schulgeldes, pro Jahr Franken 1500.–, vom/von der Lehrmeister/in getragen werden. Für den vom Lehrling zu tragenden Kostenanteil, werden oft besondere betriebsinterne Regelungen getroffen. In der französischsprachigen Schweiz wird die Podologin/der Podologe im Kantonsspital Genf oder an der medizinischen Universitätspoliklinik Lausanne ausgebildet.

Staatlich konzessioniert

Nach bestandener Prüfung, die von der Schulkommission des SPV organisiert und durchgeführt wird, erhält die/der Ausgebildete das Fähigkeitszeugnis und das Recht zur Berufsbezeichnung «staatlich konzessionierte/r Podologin/e» zu tragen.
Trotz Bemühungen seitens des Verbandes, ist die Ausbiidung noch nicht eidgenössisch, sondern nach kantonalen Verordnungen und den Regeln des Verbandes festgelegt. Wechselt eine Podologin in einen anderen Kanton, muss sie daher die dort zuständige Behörde um eine neue Bewilligung zur Berufsausübung ersuchen.
Wer die Meisterprüfung ablegen will, muss 24 Jahre alt sein, mindestens fünf Jahre nach Abschluss der Lehre den Beruf ausgeübt haben und im Besitz eines schweizerischen oder eines, dem schweizerischen gleichwertigen, ausländischen Fachausweises sein.
Nach bestandener Prüfung erhält die Kandidatin ein Diplom und die Berechtigung, den Titel «Diplomierte Podologin» zu führen sowie das Recht zur Ausbildung von Lehrkräften. Zurzeit werden vom SPV etwa 65 Podologen-Institute als Lehrbetriebe anerkannt.

Ein bestimmter Typ

Frau Heidi Quain – die Präsidentin des Schweizerischen Podologenverbandes und Berufsfrau mit langjähriger Erfahrung –, die heute in Basel einen Betrieb mit etwa 30 Angestellten leitet, bestätigt ein steigendes Interesse der jungen Leute am Podologenberuf. Dennoch sei es ein bestimmter Typ von Mädchen oder Frauen, bei denen das Dienen, andern Menschen helfen können, und die Freude am Umgang mit Menschen Hauptmotivation ist. Positiv gewertet wird ferner, dass die Podologin schon in der Lehre weitgehend selbständig arbeiten kann und die Verantwortung für ihre Tätigkeit trägt. Ausser in Instituten für Podologie, gibt es Arbeitsmöglichkeiten u.a. in Spitälern, Altersheimen, Pflegeheimen. Manche Betriebe, so etwa auch das von Heidi Quain geführte Institut, machen auch regelmässige Hausbesuche, für die es besondere Geräte, Apparaturen und Pflegemittel gibt. Gerade hier erfüllt die Podologin zudem eine wichtige zwischenmenschliche Funktion. Als weiterer Pluspunkt lässt sich, auch aus finanzieller Sicht, in diesem Beruf gut ein eigenes Geschäft eröffnen. Neben beruflichem Können, kaufmännischem Geschick, Organisationstalent ist dafür ein Startkapital, als Kaptialgrundlage und finanzielle Reserve für die Anlaufzeit, von 20000 bis 30000 Franken notwendig.
Schliesslich besteht auch die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit, was insbesondere für verheiratete Frauen, auch im Hinblick auf eine spätere Wiederaufnahme der vollen beruflichen Tätigkeit, günstig ist. Da sich die Podologie mit der Medizin zusammen stets weiterentwickelt und sich der Lehrstoff ständig erweitert, führt der SPV respektive seine ihm angeschlossenen Sektionen für seine Mitglieder regelmässig Weiterbildungskurse und Tagungen zu den verschiedensten Themen durch.
Im Falle von Umschulung können Berufsangehörige, die eine Erstausbildung etwa als Krankenschwester, -pfleger, Orthopädin, Physiotherapeutin haben, eine Verkürzung der Lehrzeit auf zwei Jahre beantragen.

Foto: Podologisches Institut

Pseudo-Fusspfleger

Wegen der steigenden Inanspruchnahme von Fusspflegeleistungen herrscht trotz dem Trend vieler junger Leute zu Podologenberuf teilweise, je nach Kanton und/oder Region, ein Mangel an Fachkräften. So ist etwa im Kanton Zürich der Arbeitsmarkt ausgetrocknet. Als Folge davon werden seit einiger Zeit vermehrt Kurzlehrgänge angeboten gleichzeitig mit dem Versprechen, dass eine solche «Ausbildung» zur Eröffnung einer Praxis genüge.
Der SPV fordert deshalb die Gesundheitsbehörden auf, in Fällen, wo ungenügend ausgebildete Leute rechtswidrig praktizieren, einzuschreiten.
Übrigens, auch die Fuss-Reflexzonentherapie erfordert eine spezielle Ausbildung beziehungsweise gehört in die Hände von Spezialisten/innen, damit sie nicht mehr schadet als nützt. Die Podologen verfügen über Adressen.
Der Verband vermittelt auch Kontaktadressen für Arbeitsmöglichkeiten im Ausland, wobei die Chancen, einen Arbeitsplatz zu erhalten, jedoch nicht sehr gross sind, da die Schweiz nicht Mitglied der EG ist. Auch sei, so Heidi Quain, das Ausbildungsniveau in den europäischen Ländern unterschiedlich. Während es in der BRD, in Frankreich (als Vorbildung wird hier Matura verlangt) und England etwa dem unsern entspricht, ist es in Italien und Österreich weniger gut. In Spanien wiederum führen die Fusspfleger/innen, eine Folge des Krieges, auch kleinere Operationen durch. *Margrit Annen-Ruf*

«der schweizer podologe»

Siebenmal jährlich erscheint in Deutsch und Französisch das verbandseigene Organ «der schweizer podologe/le podologue suisse» und informiert über alles Wissenswerte.
Adresse von Zentralsekretariat und Schulsekretariat:
Fürsprecher P.-A. Schranz
Spitalgasse 4
Postfach 2277
3001 Bern
Tel. 031-210131

Zum 80. Geburtstag durften wir Ihre Königliche Hoheit, Prinzessin Mahidol, Mutter des Königs Bhumipol von Thailand, in ihrer kleinen, einfach eingerichteten Lausanner Wohnung besuchen.

Ihre Königliche Hoheit, Prinzessin Mahidol von Thailand

Lächelnd kam sie uns entgegen: «Ich weiss, ich soll Ihnen sagen, wie man sich mit achtzig fühlt. Nachdem ich schon in jungen Jahren Kranken helfen wollte und später mein Hilfswerk für Bedürftige und Kranke aufgebaut habe, versuche ich einfach, weiterzumachen. Ich habe meine ‹Princess Mother Charity Foundation of Thailand, Inc.› Das einzige, was sich verändert hat und was ich bedaure, ist, dass ich schneller müde werde.»

Auf dem Tisch vor der Prinzessin liegen gepresste Blumen, Papier und Leim. Sie zeigt uns ein Buchzeichen mit aufgeklebten Blumen, von ihr signiert. «Ich hoffe nur, dass ich durch das Pflücken dieser Blumen nicht gegen das Pflanzenschutzgesetz in der Schweiz verstosse», sagt sie ernstlich besorgt. «Aus dem Verkauf dieser kleinen Arbeiten können viele Medikamente, Schulbücher und anderes mehr gekauft werden. Das Geld wird auch zusammengetragen für Schulungszentren, Pflegestationen, für die an den Grenzen lebenden armen Thailänder.»

Die Prinzessin eilt ins andere Zimmer und bringt eine kleine, grünglasierte, sitzende Buddhastatue aus Keramik. «Auch das modelliere ich selbst. Der Erlös geht an die ‹Fliegende Volontär-Ärzte-Equipe› oder die Grenzpolizei.»

Sie stellt den Buddha auf den Tisch. Besinnlich fährt sie fort: «Achtzig zu werden ist auf jeden Fall ein Erlebnis. Und solange ich kann, will ich meine Arbeit noch weiterführen.»

Die Prinzessin feierte 1980 den zehnten Jahrestag der Gründung ihrer «Volunteer Flying Doctor Foundation», einer Organisation, die nun in 47 Provinzen arbeitet und über 700000 Landpatienten besuchte, mit einem Team von 22000 Volontären. Das wertvollste Geschenk, das ihre Organisation erhalten hat, kam aus Australien: eine mobile Radiostation, die mit Sonnenzellen arbeitet, 60 Sonnenzellen auf 47 Landrovern. Die Ärzte können damit vom entlegensten Krankenbett aus ein Ortsspital anrufen und Diagnose und Soforthilfe besprechen.

Die Idee einer solchen Hilfeleistung kam der Prinzessin nach einem Helikopterflug von Chiang Mei, zu dem in der grenznahen Hügellandschaft wohnenden Kaven-Stamm. Es war gemeldet worden, die Menschen dort litten dermassen an Hunger, dass alle, Kinder und Alte, von Burma eingeschleustes Opium rauchten, um das Hungergefühl abzutöten. Als dort die Prinzessin im Tarnanzug aus dem Helikopter stieg und Ärzte, Nurses, Medikamente und etwas Nahrung gleich mitbrachte, war das wie ein Wunder. «‹Mae Fa Luang› tauften mich die Menschen dort», erzählte Prinzessin Mahidol, «das heisst: ‹Mutter, die vom Himmel kam›.»

Foto: Marie-Louise Lüscher

Prinzessin Mahidol mit einem von ihr angefertigten Buchzeichen.

Was sie gesehen hatte, liess sie die Gründung organisierter Soforthilfe beschliessen. Es sollten nicht nur Pflege- und Notstationen errichtet werden, sondern auch Schulen und Bildungszentren für Handwerkliches, damit die Leute etwas lernten, mit dem sie ihr Leben verdienen konnten.

Die Prinzessin besuchte selbst die verschiedensten Stellen. Von der Grenzpolizei erhielt sie den Namen «Somedet Ya» – königliche Grossmutter. Andere Dörfer tauften die vielgeliebte Besucherin einfach «Khun Mae» – Mutter.

Wenn ich zurückblicke, erinnere ich mich an einen ersten Schmerz vor 77 Jahren. Mein Vater starb, als ich drei Jahre alt war.» Die Mutter des jungen Mädchens Sangwai starb, als es acht Jahre alt war. Ein Bruder starb früh, Sangwai wurde von einer Tante aufgenommen. Mit vierzehn Jahren lernte das Mädchen Krankenpflege und erhielt mit achtzehn ein Stipendium zur Weiterbildung in Medizin am Simmons College in Boston, USA. In Amerika lernte Sangwai Seine Königliche Hoheit, Prinz Mahipol, den jüngeren Bruder von Rama V., kennen. «Er war ein sehr gutaussehender junger Mann, seiner Zeit mit demokratischen Ideen weit voraus.» 1920 heiratete das Paar in Bangkok. Der Prinz, ebenfalls an medizinischem Fortschritt interessiert, ist als Gründer der modernen Medizin in Thailand bekannt geworden.

Neun Jahre vergingen. 1929 starb der Prinz, 37jährig, während er als Arzt in Chiang Mei tätig war. Der jetzige König Bhumipol war damals zweijährig. Die Prinzessin reiste mit ihren Kindern nach Lausanne, wo diese erzogen wurden und später zur Schule gingen. Die nächsten zehn Jahre brachten noch viele Schicksalsschläge, bis der jüngste Sohn an die Spitze des Landes gerufen wurde.

Früher dachte ich, wenn ich achtzig sei, könne ich mich aus dem aktiven Leben zurückziehen, ein ruhigeres Leben geniessen. Aber man lässt mich nicht, man hat mich wieder gerufen.» Mit diesen Worten schloss die Prinzessin.

Marie-Louise Lüscher

Winterliche Tips

Plausch-Bahn

Auto oder Zug? Die Frage ist auf den Anmarschrouten zu den Wintersportzentren oft schwer zu entscheiden, denn es gibt viele unbekannte Facts. Sind genügend Parkplätze vorhanden? Wie weit ist es vom Skilift zum Bahnhof? Wie gut sind die Zugsverbindungen? Natürlich könnte man bei den betreffenden Verkehrsvereinen nachfragen. Noch weit einfacher jedoch ist es, in der neuen SBB-Broschüre nachzuschlagen. Sie trägt den vielversprechenden Titel «Winter-Plausch-Bahn», orientiert über Ausflugsziele, Skilifts und Wintersportmöglichkeiten und enthält auch sonst manch Wissenswertes. Erhältlich für sechs Franken in allen SBB-Bahnhöfen sowie beim SBB-Shop, Postfach 29, 3000 Bern 26.

Nützliche Broschüre für Skifahrer.

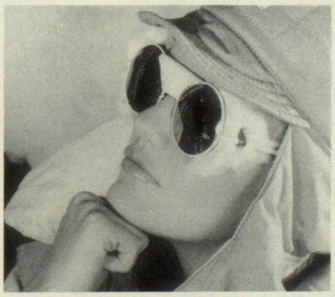
Gesichtsschutz

Skifahren mag die körperliche Fitness fördern, gesund für die Haut ist die eisige, trockene Pistenluft bestimmt nicht. Besonders Frauen mit empfindlicher Haut müssen für ihre Winterfreuden oft büssen, indem sich auf ihren Wangen hässliche Rötungen und Flecken zeigen.
Nicht so, wenn sie sich mit «Sensitive Soft Cream Pack» von Juvena pflegen.
Die reichhaltige, entspannende Crème-Maske aus der neuen, parfumfreien und allergiegetesteten Juvena-Pflegeserie «Sensitive» besänftigt die Haut und macht die rauhen Stellen wieder zart und geschmeidig. Nach einem Tag an der kalten Winterluft oder nach einer Grippe eine herrliche Erholung.
Die Anwendung kann je nach Bedarf beliebig häufig – auch täglich – erfolgen und ist einfach: nach gründlicher Reinigung «Sensitive Soft Cream Pack» grosszügig auf Gesicht und Hals auftragen und in entspannter Lage ca. zehn bis fünfzehn Minuten einwirken lassen. Erhältlich für 32 Franken bei allen Juvena-Depositären.

Solider Schutz für die Haut.

Schneebrillen

Schneeblindheit zählte einst zu den grössten Ärgernissen des Wintersports. Heute redet niemand mehr von Schneeblindheit, denn heute gibt's allzu viele attraktive Brillen, die hundertprozentigen Schutz vor zu grellem Licht garantieren. Die von-Hoff-Pelzbrillen beispielsweise.
Sie kommen in diesem Jahr in klassischer Pilotenform, haben einen breiten Stegschutz aus echtem Leder und filtrierende Spiegelgläser. Zudem gibt es die von-Hoff-Modelle auch in Pastellfarben, versehen mit übergrossen, kreisrunden Gläsern. Dieser sogenannte «Teddy-Look» passt jedoch vor allem zu jungen Skihäschen mit entsprechend poppigem Outfit.
Erhältlich im Fachhandel zu ca. 76 bis 155 Franken.



Schonung der Augen im Schnee.

Trinkschokolade

Pistenwarte wissen ein Lied davon zu singen: Manche Skifahrer glauben sich an klirrend kalten Tagen durch einen «Kafi fertig» oder einen Punsch aufwärmen zu müssen und stehen hernach nicht mehr ganz sicher auf ihren Skiern. Alkohol sollte auf den Pisten eigentlich ebenso verboten sein wie auf den Autobahnen.
Besser jedenfalls ist eine heisse Schokolade. Das Neueste und Feinste auf diesem Gebiet aber ist die «Spécialité Lindt», ein Schokoladengetränk mit typischem Aroma und nur wenig Zucker. Seine Zubereitung ist denkbar einfach: «Spécialité Lindt» in heisse Milch einstreuen, umrühren und geniessen. Erhältlich im Fachhandel.

Aufwärmung nach der Abfahrt.

Zimmerpflanzen

Früher pflegten reiche Leute spezielle Wintergärten anzulegen, die in Romanen und Filmen berühmt geworden sind als Schauplätze von Morden und von Liebesszenen. Heute wird der Wintergarten mehr und mehr ins Wohnzimmer integriert, wobei sich ein deutlicher Trend zu immer grösseren Pflanzen abzeichnet. Zu ihnen gehört die Calathea, zu deutsch «Korbmarante», die gut einen Meter hoch wachsen kann und durch ihr buntes Laub auffällt. Je nach Sorte wechselt die Farbgebung der langstieligen Calathea-Blätter zwischen verschiedenen Grün- und Rotnuancen, die Blüten aber sind orangegelb. Ursprünglich stammt die Calathea aus den tropischen Dschungeln von Südamerika, vor allem aus Brasilien. Sie liebt den Halbschatten, gedeiht am besten bei Zimmertemperaturen zwischen 18 und 20 Grad und braucht ausreichende Luftfeuchtigkeit. Im Fachhandel.

Frühling schon im Januar.

Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, geboren 1917 in Dänemark, studierte zunächst Literaturwissenschaft, dann Medizin in München und Heidelberg.

Patriarchen in einer vaterlosen Gesellschaft

Während des Zweiten Weltkriegs kam sie bei einem Aufenthalt in der Schweiz mit der Psychoanalyse in Kontakt und doktorierte 1950 in Psychologie. Mit ihrem Mann Alexander Mitscherlich bemühte sie sich um die Wiederbelebung der Psychoanalyse in Deutschland. Seit Ende der 60er Jahre beschäftigt sie sich jedoch auch sehr intensiv mit der Situation der Frau in unserer Gesellschaft, einem Thema, dem sie wiederum ein Buch gewidmet hat. Wir entnehmen dem Band «Die friedfertige Frau», erschienen im Fischer-Verlag, Frankfurt den folgenden Abschnitt:

Patriarchen in einer vaterlosen Gesellschaft

Wir leben in einer Zeit vielfältiger, sich verändernder Wertorientierungen. Die «vaterlose Gesellschaft», die sich immer mehr herauszubilden scheint, wird von manchen begrüsst, von anderen abgelehnt. Viele Beobachter verbinden mit ihr einen Fortschritt in den zwischenmenschlichen Beziehungen, andere den Niedergang kultureller Umgangsformen. Was aber ist das: eine vaterlose Gesellschaft?

In einer Gesellschaft, die von Männern bestimmt wird, umgeben uns nach wie vor Hierarchien. In der Wirtschaft, in der Politik, in staatlichen und kirchlichen Institutionen bleiben die Männer tonangebend. Frauen spielen dort, wenn überhaupt, nur eine geringe Rolle. In den Familien mögen sich die patriarchalischen Strukturen, verglichen mit denen früherer Jahrhunderte, weitgehend geändert haben, verschwunden sind sie aber auch dort nicht. Warum also sprechen heute viele von einer «vaterlosen Gesellschaft»? Alexander Mitscherlich (1963) beschrieb mit der Formulierung vor allem eine Entwicklung, in der der Vater und seine beruflichen Tätigkeiten «spurlos» geworden sind. Eine Auflösung des Vaterbildes, Folge unserer technisch-industriellen Zivilisation, habe sich vollzogen. Mit dem Verschwinden seines konkreten Arbeitsbildes wurde auch die unterweisende Funktion, die der Vater innehatte, in weiten Bereichen bedeutungslos.

Der Staat repräsentiert für die meisten Menschen keine Vater-Autorität mehr. Er wird von einer mehr oder weniger anonymen Gesellschaft, von technisch geschulten Sachverständigen und professionellen Politikern geprägt. Diese bilden, wenn man so will, eine «elitäre Bruderschaft». In solchem Milieu spielen Frauen kaum eine Rolle; sie sind auch heute noch, fast ausnahmslos, als Lohnarbeiterinnen tätig oder in Dienstleistungsberufen anzutreffen.

Dass Frauen sich in ihrer Berufswahl weiterhin von Traditionen lenken lassen, ist sicher nicht nur darauf zurückzuführen, dass die Männer, trotz harter Rivalitätskämpfe untereinander, sich nach wie vor darin einig sind, Frauen aus ihren «Männerbünden» herauszuhalten, sondern auch darauf, dass die meisten der bisher den Männern vorbehaltenen Berufe jede Anschaulichkeit vermissen lassen und keine Grundlage für positive Identifikationen bieten.

Wir leben zwar in einer von Männern beherrschten Gesellschaft, in der aber von «Väterlichkeit» als Gefühlsqualität oder im Sinne einer unterweisenden Vorbildkultur nur wenig zu spüren ist. Auch in der Familie änderte sich die Rolle des Vaters. Die «Kernfamilie», in der Vater, Mutter, Kind im traditionellen Rahmen ihre vorgezeichneten Rollen übernehmen, scheint viel stärker in Auflösung begriffen zu sein, als wir es uns bisher eingestehen. Nicht der Vater spielt in der Binnenstruktur der Familie die Hauptrolle, sondern die Mutter. An sie pflegen sich die Kinder mit ihren Wünschen und Sorgen zu wenden. Das erregt zwar die Eifersucht des Vaters, und er fühlt sich ausgeschlossen, obwohl er gleichzeitig dazu neigt, die Kinder eher als lästig zu empfinden und sie, wenn sie einmal seine Aufmerksamkeit fordern, schnell zurück an die Mutter zu verweisen. Er scheint in vielen Fällen eine Ahnung davon zu haben, wie weit er von sich selbst, seinen Gefühlen, seinem Körperleben entfernt ist. Diese Ahnung und die gleichzeitige Befürchtung, diesen Mangel offen eingestehen zu müssen, tragen dazu bei, ihn zum schwierigen Vater und schwierigen Mann zu machen, der Gemeinsamkeit nicht zulassen kann. Er agiert dann seinen Ärger über sich und seinen Neid auf seine Frau an ihr und den Kindern aus. Der untergründige Neid des Mannes auf die Frau war häufig Gegenstand psychologischer Untersuchungen. Vor allem Psychoanalytiker erkannten, dass dieser Neid aus der frühen Kindheit stammt, in der die Mutter als allmächtig erlebt wird. Aus Neid und Eifersucht wehrt sich ein Mann dagegen, dass eine Frau in seinem Leben eine einzigartige Bedeutung gewinnt. Häufiger Beziehungswechsel – Frauen werden «konsumiert» – ist eine charakteristische männliche Abwehrform gegen den ursprünglichen Hass und die Abhängigkeit von Frauen.

Typischerweise wird die Mutter oft in die überfürsorgliche Rolle gedrängt, und die Folge davon ist, dass alle Familienmitglieder, einschliesslich des Ehemannes, kindliche Verhaltenswei-

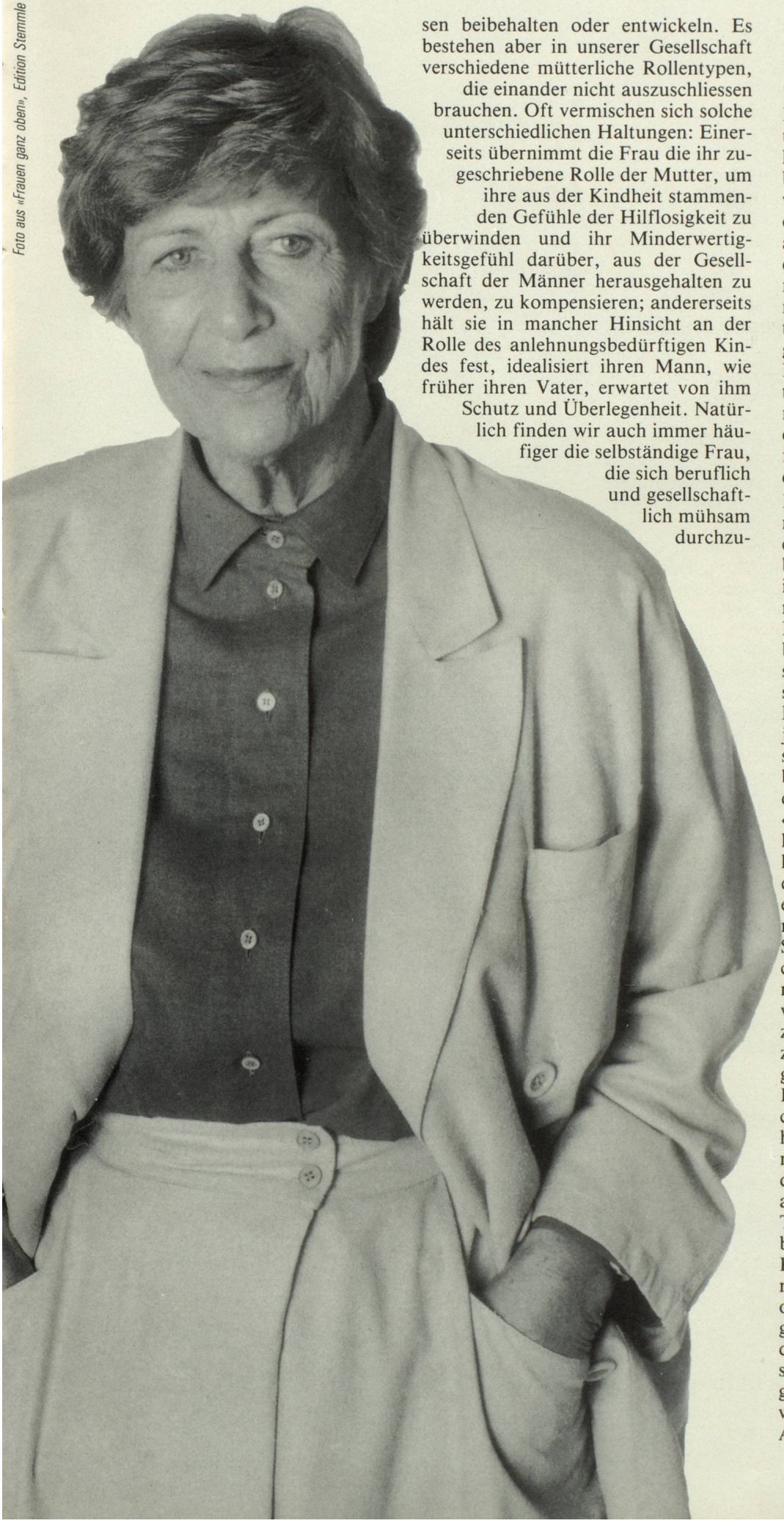


Foto aus «Frauen ganz oben», Edition Stemmle

sen beibehalten oder entwickeln. Es bestehen aber in unserer Gesellschaft verschiedene mütterliche Rollentypen, die einander nicht auszuschliessen brauchen. Oft vermischen sich solche unterschiedlichen Haltungen: Einerseits übernimmt die Frau die ihr zugeschriebene Rolle der Mutter, um ihre aus der Kindheit stammenden Gefühle der Hilflosigkeit zu überwinden und ihr Minderwertigkeitsgefühl darüber, aus der Gesellschaft der Männer herausgehalten zu werden, zu kompensieren; andererseits hält sie in mancher Hinsicht an der Rolle des anlehnungsbedürftigen Kindes fest, idealisiert ihren Mann, wie früher ihren Vater, erwartet von ihm Schutz und Überlegenheit. Natürlich finden wir auch immer häufiger die selbständige Frau, die sich beruflich und gesellschaftlich mühsam durchzusetzen vermag; aber auch sie spielt innerhalb der Familie oft weiterhin die Rolle der sich aufopfernden Mutter und dienenden Frau.

Dennoch ist Verunsicherung gegenüber allem, was bisher unter «Männlichkeit» verstanden wurde, allenthalben zu beobachten. Nicht nur mit wachsender Einsicht in die zentrale Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung, auch mit Entstehen einer vitalen Frauenbewegung wurde der Vater als dominierendes Familienoberhaupt zunehmend in Frage gestellt. In Deutschland trugen die beiden verlorenen Weltkriege, vor allem der Zusammenbruch des Nazireiches, zu einer rapiden Entwertung des Vaterbildes bei. Auf die hymnische Verherrlichung des Vaters – und des Vaterlandes – folgte die Verwerfung der autoritären Vaterherrschaft, der um sich greifende Vaterhass.

Die Ablehnung des Vaters hängt demnach nicht nur mit dem unanschaulichen Charakter als beruflichem Vorbild zusammen, sondern auch mit der inzwischen brüchig gewordenen autoritären Erziehungsform, welche die Beziehung zwischen Vater und Sohn bis vor kurzem beherrschte und in erster Linie Angst und Aggression auslöste.

Erst seit das autoritäre Vaterbild für junge Menschen kein Ideal mehr darstellt und kaum noch Anziehungskraft besitzt, bemüht man sich um eine Neudefinierung der «Väterlichkeit». Was «Väterlichkeit» eigentlich sein könnte, haben die meisten aus den Augen verloren, sofern sie überhaupt je ein Bild davon besessen haben. Die Autorität eines «guten Vaters» gründete sich nicht auf Befehle, sondern auf den Schutzfunktionen, auf der persönlichen Fähigkeit, einfühlenden Kontakt mit den verschiedenen Kindern und vor allem mit der Mutter aufnehmen zu können und als Vorbild für die skizzierte Erziehung Anschaulichkeit zu gewinnen.

Im Gegensatz dazu erhalten die väterlichen Ansprüche auf Respekt und Gehorsam ihre Legitimation in der Regel nicht durch das tatsächliche Verhalten des Vaters noch beruhen sie auf dem anschaulichen Bild seiner beruflichen Tätigkeit. Das Kind erfährt den Vater beruflich nicht, weiss nicht, welchen Rang er in seiner Arbeitsgruppe einnimmt, wie sicher er sich dort verhält oder auch wie unterdrückt und unglücklich er sein mag. Zu Hause erlebt die Familien ihn oft als unselbständig, sowohl materiell wie intellektuell, und gleichzeitig als überkritische und entwertende Instanz, die zu Unrecht Autorität fordert.

Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen

TAGUNGEN

Ingeborg Bachmann

Tagung für Frauen
Ort:
Paulus-Akademie
Carl-Spitteler-Strasse 38
8053 Zürich
Datum: 28. Februar/
1. März 1987
Anmeldung:
Paulus-Akademie
Carl-Spitteler-Strasse 38
8053 Zürich
Tel. (01) 533400

Im fremden Land

Interkulturelle Erziehung und Kinderbücher
Tagung für Eltern, Kindergärtner(innen), Hortner(innen), Erzieher(innen) und Interessierte (gemeinsam mit dem Schweiz. Jugendbuchinstitut)
Ort:
Paulus-Akademie
Carl-Spitteler-Strasse 38
8053 Zürich
Datum: 31. Januar/
1. Februar 1987
Anmeldung:
Paulus-Akademie
Carl-Spitteler-Strasse 38
8053 Zürich
Tel. (01) 533400

Mischehen –

eine ökumenische Chance
Leitung:
Walter Ritter, Eheberater
Pfarrer Walter Lüssi
Ort:
Haus der Stille
8926 Kappel a. A.
Datum: 16./
17. Januar 1987
Auskunft und Anmeldung:
Sekretariat
8926 Kappel a. A.
Tel. (01) 764121 1

LESUNG

Max Frisch – feministisch gelesen

Vier Lesevormittage mit Susanna Woodtli (Susanna Woodtli hat unter anderem das Buch «Gleichberechtigung», Verlag Huber, Frauenfeld, geschrieben.)
Ort:
Boldernhaus Zürich
Voltastrasse 27
Datum: 4., 8., 11. und 25. März 1987, jeweils 9 bis 11 Uhr
Anmeldung:
Boldernhaus Zürich
Voltastrasse 27
8044 Zürich
Tel. (01) 477361

SEMINARE

Workshop für schreibende Frauen

(Vorkenntnisse erwünscht)
Texte/Artikel verfassen, kürzen, redigieren ...
Schwerpunkte sind
- Subjektives/objektives Schreiben
- Das Thema erobern
- Erarbeiten einer Textstruktur
- Technisches: Titel, Zwischentitel, Einlauftext
- Kürzen und Redigieren
- Textanalysen

Ort:
Hotel Krone
Schaffhauserstrasse 1
8006 Zürich
(3 Tramhaltestellen vom Bahnhofquai)
Datum: 8., 15., 22. Mai
5., 12., 19., 26. Juni
14., 21., 28. August
Kosten: Fr. 650.–
Auskunft und Anmeldung:
Dr. Monique Siegel
MRS-Institut für Frauenbildung und Frauenförderung
Witikonerstrasse 105
8032 Zürich
Tel. (01) 537779

Elemente einer feministischen politischen Ethik

mit Ina Praetorius und Monika Stocker
Ort:
Im «Stuz»
Leonhardstrasse 19
8001 Zürich
Datum: 6. Februar 1987
20 Uhr
Auskunft:
cdf-Frauenstelle für Friedensarbeit
Tel. (01) 251401 0

Ehe am Anfang

Die verschiedenen Rollenerwartungen
Leitung:
Walter Ritter
Eheberater, Zürich
Ort:
Haus der Stille
8926 Kappel a. A.
Datum: 14./15. März 1987
Auskunft und Anmeldung:
Tel. (01) 764121 1
8926 Kappel a. A.

Mehr Selbstvertrauen gewinnen

Vertrauen in sich selber – worauf ist es gegründet? Wie wird es aufgebaut und gestützt?
Die Gesprächsgruppe wird von einer Psychologin mit grosser Erfahrung geleitet.
Leitung:
Dorothea Waldmeier
Ort:
Mümliswil im Solothurner Jura
Datum: 6. bis
8. Februar 1987
Kosten:
Fr. 150.– (inkl. Vollpension)
Anmeldung:
Coop Frauenbund Schweiz
Postfach 2550
4002 Basel
Tel. (061) 207172

Naive Malerei

Technik und Gestaltung erlernen. Malen auf Holz. Dazu braucht es spezielle Farbenkenntnisse, welche für die naive Malerei ausschlaggebend sind.
Leitung: Margrit Hofer
Ort:
Mümliswil im Solothurner Jura
Datum: 19. bis 21. Januar 1987
Kosten:
Fr. 145.– (inkl. Vollpension)
Anmeldung:
Coop Frauenbund Schweiz
Postfach 2550
4002 Basel
Tel. (061) 207172

FERIEN

Ferienwoche für Witwen

Verarbeiten von Verlust, Neuanfang und gegenseitiger Rückhalt, Probleme und Lebensgestaltung Alleinstehender sind die Basisthemen dieser Woche.
Leitung: Käthi Barth
Ort:
Reformierte Heimstätte
Tagungs- und Studienzentrum
3645 Gwatt
Datum: 16. bis 21. Februar 1987
Auskunft und Anmeldung:
Käthi Barth
Bernstrasse 20a
3110 Münsingen
Tel. (031) 923486

Ferienwoche für Bäuerinnen

in Zusammenarbeit mit der Landwirtschaftlichen Haushaltungsschule Schwand/Münsingen
Ort:
Reformierte Heimstätte
Tagungs- und Studienzentrum
3645 Gwatt
Datum: 3. Januar bis
7. Februar 1987
Auskunft und Anmeldung:
Reformierte Heimstätte
3645 Gwatt
Tel. (033) 363131

Naive Malerei und Langlauf

Sie erlernen oder vervollkommnen die Technik der Naiven Malerei. Ruth Steinmann hilft Ihnen beim Entwerfen Ihres ganz persönlichen «Meisterwerks» auf Holz. Daneben bleibt genügend Zeit, um Langlauf zu betreiben oder spazierenzugehen.
Leitung: Ruth Steinmann
Ort:
Andeer im Kanton Graubünden/980 m
Hotel «Weisses Kreuz»
Datum: 1. bis 7. Februar/
8. bis 14. Februar 1987
Kosten: Fr. 550.–/575.–
Anmeldung:
Ruth Steinmann
Alts Schuelhüüsli
7104 Versam
Tel. (081) 411248

AUSSTELLUNGEN

Ursula Staub

Bilder und Radierungen
Ort:
Frauenzentrum Bern
Langmauerweg 1
3011 Bern

Genossin Juying schreibt an Genossen Daxi, der sie liebt und der möglichst schnell heiraten möchte:

Aus einer chinesischen Wandzeitung

«Deine Mama hat mir einen Brief überbringen lassen, sie möchte für uns einen Hochzeitstermin ausmachen. Für uns ist das nicht günstig, die alten Herrschaften halten das aber für eine freudige Sache. Wenn es nach ihren Plänen ginge, müsste ich die Arbeit, die mir gerade anvertraut wurde, wieder aufgeben. Wie könnte ich das vor der Partei und der Brigade verantworten? Die Kommunemitglieder würden sagen: ‹Seht mal, dieses Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes lässt seine Arbeit im Stich, um zu heiraten.› Wenn private Pläne die Sache des Kollektives hemmen, so ist das eine Schande, Genosse Daxi. Ich bin deshalb fest entschlossen, meine kostbare Jugend der Partei und dem Sozialismus zu weihen. Können wir den Zeitpunkt unserer Heirat nicht etwas später legen? Wäre es beispielsweise nicht möglich, in zehn Jahren noch einmal darüber zu reden, wenn im Dorf überall das Geräusch der Motoren zu hören sein wird und elektrisches Licht die Zimmer eines jeden Hauses erleuchtet? Lieber Daxi, seit dem Tage, da ich Dich zum ersten Mal sah, weiss ich, dass mein Herz nur Dir gehört. Wie sehr wünsche ich, mit Dir immer zusammenzusein. Doch ich bitte Dich, im Interesse des sozialistischen Aufbaus und um der Sache unserer grossen Partei willen meinem Vorschlag zuzustimmen. *Deine Juying*»

VERANSTALTUNGSKALENDER

Datum: Freitag, 23. Januar bis 6. Februar 1987
Vernissage: 23. Januar, 18.30 Uhr

Politisch wirksam sein

Verschiedene Künstlerinnen zeigen ihre Werke zu diesem Thema.
Ort:
im «Stuz»
Leonhardstrasse 19
8001 Zürich
Datum: bis Ende März 1987, werktags von 9 bis 18 Uhr
Auskünfte:
cdf-Frauenstelle für Friedensarbeit
Tel. (01) 251 40 10

KURSE

Vereinsleitung

- Grundlagen des Vereinsrechts
- Vorbereiten einer Sitzung
- Erstellen einer Traktandenliste
- Protokoll (wird nur kurz behandelt, siehe auch Kurs Protokollführung)
- Voten
- Vorbereiten und Durchführung einer Generalversammlung

Leitung: Iris Kräutli
Ort:
Sitzungszimmer der Zürcher Frauenzentrale
Am Schanzengraben 29
8002 Zürich
(Tram bis Stockerstrasse)
Datum: Dienstag, 10., 17. und 24. März 1987, jeweils 14 bis 16.30 Uhr
Kosten: Fr. 50.–
Anmeldung bis 27. Februar 1987 bei der Zürcher Frauenzentrale
Tel. (01) 202 69 30
Frau D. Schifferli

Frauen im Beruf

Was berufstätige Frauen wissen sollten:
Was regelt meinen Arbeitsvertrag?
Welche Rechte habe ich bei Unfall, Schwangerschaft, Kündigung usw.?
Was gilt es zu beachten bei Teilzeitarbeit, Job-Sharing, Heimarbeit?
Leitung: Anita Fetz, lic.phil.
Ort:
Basel, Femmedia, Claragraben 78
Datum: 28. Januar bis 25. Februar 1987
jeweils 20.15 bis 22 Uhr
Kosten: Fr. 100.–
(inkl. schriftl. Dokumentation)
Anmeldung:
Femmedia, Basel
Tel. (061) 339 697

Protokollführung

- Aufbau, Darstellung und Formulierung von Protokollen
- Artikel lesen, Kernpunkte setzen, zusammenfassen
- Praktische Übung während einer Ausschussitzung der Zürcher Frauenzentrale mit anschliessender Besprechung
- Sprachliche Übungen

Leitung: Heidi Erb-Morf (Sekundarlehrerin)
Ort:
Kirchgemeindehaus Neumünster
Unterrichtszimmer
Seefeldstrasse 91
8008 Zürich
(Tram 2 und 4 bis Feldeggstrasse)
Datum: Donnerstag, 26. Februar, 5., 12. und 19. März 1987, jeweils von 9 bis 11 Uhr
Kosten: Fr. 60.–
Anmeldung bis 4. Februar bei der Zürcher Frauenzentrale
Tel. (01) 202 69 30
Frau D. Schifferli

Fortsetzungskurs Berichterstattung

Vertiefung der journalistischen Fähigkeiten mit praktischen Übungen
Voraussetzungen:
Eigene journalistische Erfahrung oder Besuch des ersten Kurses vom 3. 6. 1986
Leitung:
Dr. Marie-Therese Guggisberg
Ressortleiterin Abteilung Information Radio DRS
Ort:
Restaurant «Kaufleuten»
Kurier-Stube, 1. Stock
Pelikanplatz
8001 Zürich
(Eingang durch «Brasserie»)
Datum: Dienstag, 24. Februar 1987
9.30 bis 16.30 Uhr
Kosten: Fr. 60.–
(exklusive Mittagessen)
Anmeldung bis 13. Februar 1987 bei der Zürcher Frauenzentrale
Tel. (01) 202 69 30
Frau D. Schifferli

Chleider – miini zwöiti Huut

Kleider machen Leute – Kleider können uns aber auch verunsichern. Kleider können uns fördern und Mut machen: Die zweite Haut ist uns hautnah.
Leitung: Vroni Huber
Erwachsenenbildnerin
Rös Graf, Grafikerin
Ort:
Frauenzentrum Bern
Langmauerweg 1, Bern
Datum: 17. und 24. Januar 1987
15 bis 21 Uhr
Kosten: Fr. 40.–
Anmeldung:
Frauenzentrum Bern
Tel. (031) 220 773
Vroni Huber:
Tel. (031) 457 103

Von Zürich ist Christa nach Genf gekommen. In einem Aussenquartier – in Carouge – hat sie ein Modegeschäft eröffnet. Was sie kreiert, kann nur von einer Frau geschaffen werden, die in der Gegenwart lebt und sich der Einflüsse des Zeitgeschehens und der veränderten Lebensgewohnheiten bewusst ist.

Bekleidung statt Mode

Christa hat ihr eigenes Konzept für Frauen entwickelt, die sich in ihrer Bekleidung nicht nur wohl fühlen möchten, sondern sich gleichzeitig offen zeigen für eine meditative Lebensführung und alternative Lebensgestaltung. Für Frauen, die sich fragen, ob ihre Garderobe auf eine modisch gerichtete Farbkarte und Schnittführung ausgerichtet sein muss. Oder ob es nicht auch einen Kleiderstil geben könnte, der unabhängig ist von den Jahreszeiten, einer definierten Tages-, Abend- oder Freizeitmode? Genau diesen Ansprüchen wird Christa de Carouge gerecht. Ihr bis ins letzte durchdachter Bekleidungsstil ist unabhängig von jeder konventionellen oder gar nostalgischen Interpretation.

Auf Erfolgskurs

Wie ist diese künstlerisch begabte Stylistin auf ihren Erfolgsweg gekommen? Während vier Jahren besuchte sie die Kunstgewerbeschule in Zürich und bildete sich anschliessend zur Grafikerin aus. Im Lauf von sieben Jahren übte sie diesen Beruf in künstlerischen Bereichen aus. Von 1963–81 finden wir sie als Stylistin in Genf. Ihre erste eigene Damenmodellkollektion entsteht, und seither kreiert sie eine neue Kollektion pro Jahr, die an einer Modeveranstaltung der Öffentlichkeit vorgeführt wird (Besucherzahl: je 1500!). In den beiden letzten Jahren sind hinzugekommen: ein eigenes Parfum, die erste Lederdaschenkollektion in – bezeichnenderweise – Zusammenarbeit mit dem Architekten Rolf Siebold, Genf, und eine Kosmetiklinie.

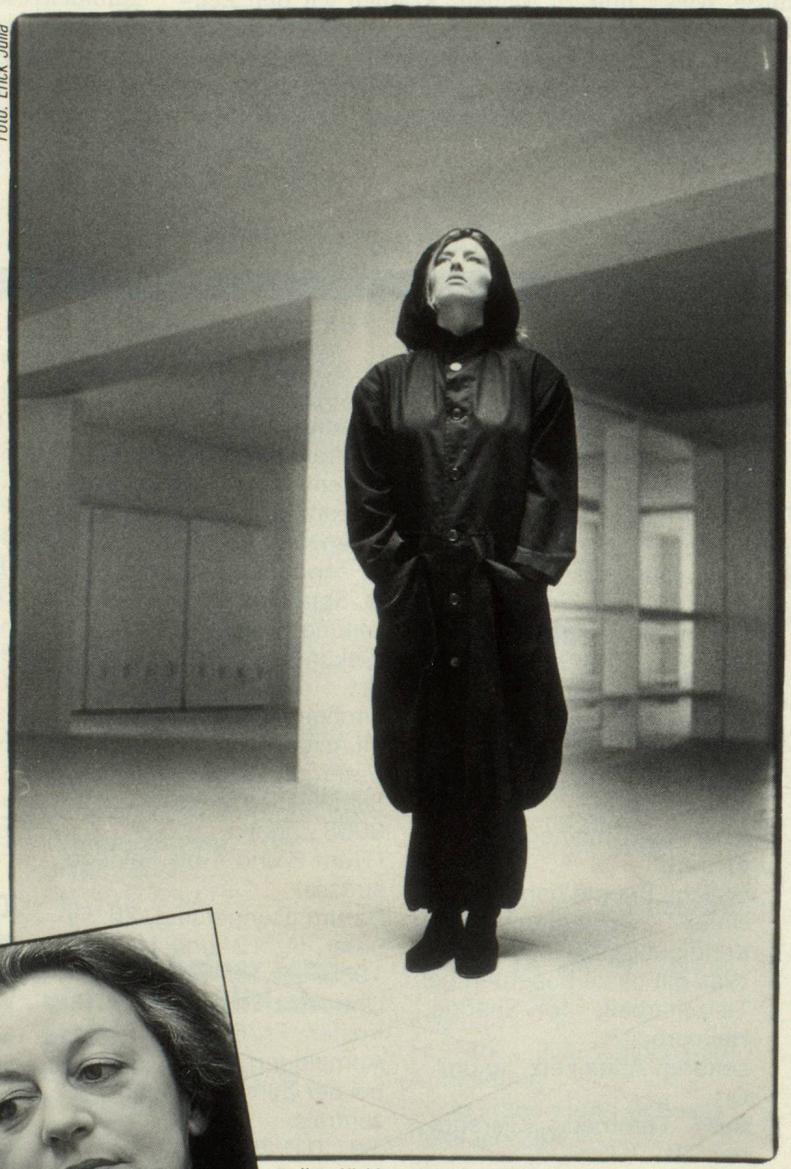


Foto: Erick Julia

Ihre Kleider passen zu einer alternativen oder auch meditativen Lebensführung – sie sind Bekenntnis.

Foto: Isabelle Meister

Christa de Carouge entwirft Mode, die eigentlich unmodisch ist.

Einflüsse aus dem Fernen Osten

Geprägt von Lebensphilosophien des Fernen Ostens und eines Aufenthaltes in Japan, erkennt man Christas Anliegen: einer Grundgarderobe im Kombinationsstil zum Durchbruch zu verhelfen, die den Körper der Frau nicht nachzeichnet oder zur Schau stellt, sondern in einer geradefallenden Silhouette erahnen lässt. Wadenlange, bequeme Kimono-Mantelformen, tragbequeme Jupes, Tuniken, gewandartige Kleider in der Unifarbe Schwarz gestaltet sie in hochwertigen Materialien (reine Wolle und Baumwolle, Leinen und Seide) für rund um das Jahr und den 24-Stunden-Tag. Bezeichnend ebenfalls, dass in ihren Kollektionen die Seidenkreationen in enger Zusammenarbeit mit dem Zürcher Avantgarde-Seidenhaus «Fabric Frontline» zu finden sind.

Die raffinierten Details

Was noch hinzukommt, sind die funktionellen Details. Zum Beispiel anstelle eines Miederbandes für Jupes und Hosen ein elastisches Durchzugsband, so dass ein unstabiles Gewicht keine Rolle mehr spielt. Oder: durch verschiedene Knopfstellungen am Ärmel eines Kleides, einer Jacke oder Tunika die Möglichkeit, selbst eine gewünschte Drapierung zu «knöpfen». Beidseitig tragbare Mäntel und Jacken ergeben zusätzliche Verwandlungsmöglichkeiten wie auch Jupes, die sich in Hosen «umknöpfen» lassen. Das ist typisch für Christa de Carouge: Durchdachtes, funktionell Verwandelbares, wobei ein ausgeprägtes Stilempfinden dieser Bekleidung das eigenständige Profil gibt.

Diese künstlerisch sensible Gestalterin, könnte sie nicht auch eine Malerin oder Bildhauerin sein? Sie lacht und gesteht überraschend: «Mein Hobby ist das Pfeilbogenschiessen. Ein Sport, der Ruhe und Konzentration voraussetzt und mir zu Ausgeglichenheit verhilft.»

Meta Völk

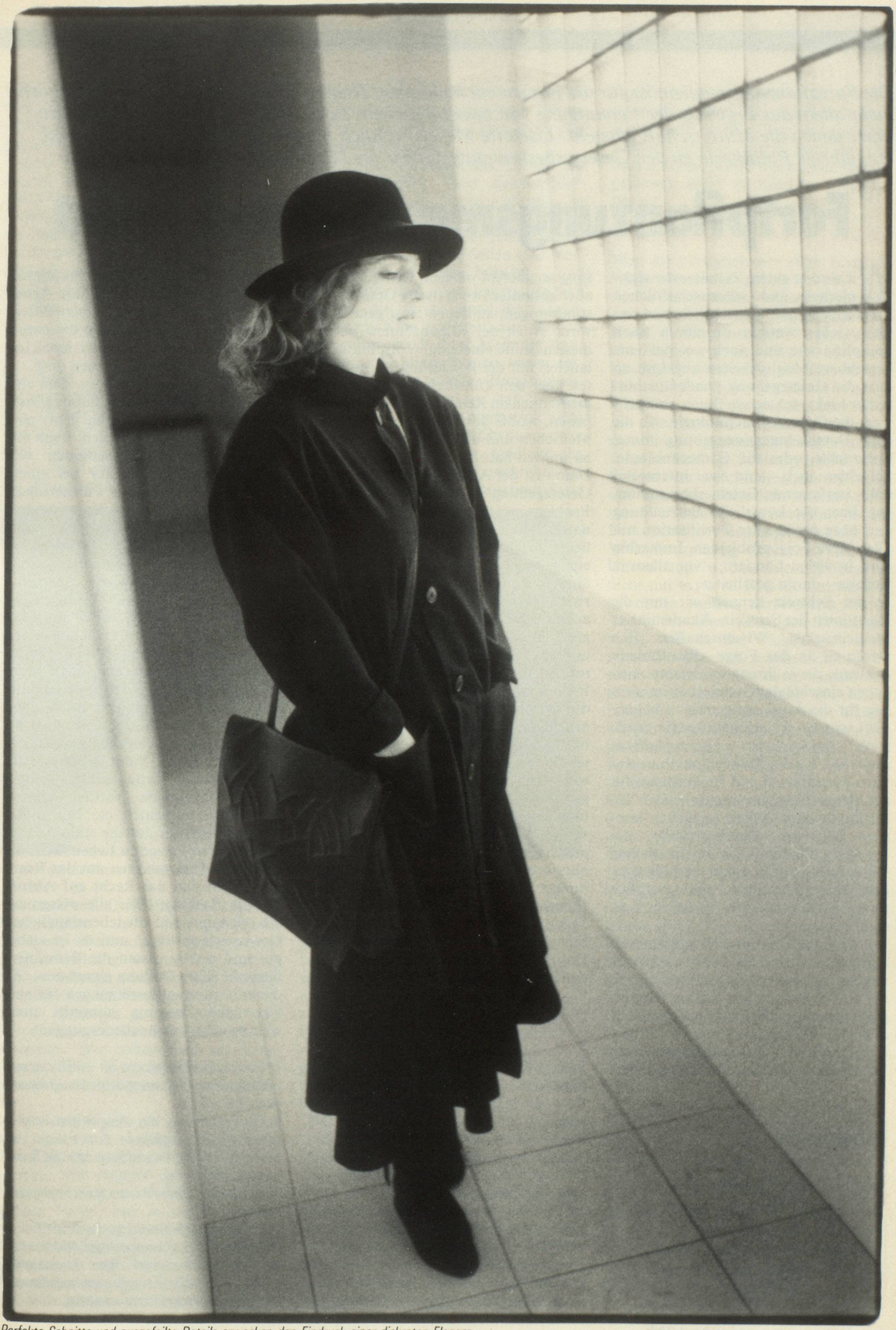


Foto Erick Julia

Perfekte Schnitte und ausgefeilte Details erwecken den Eindruck einer diskreten Eleganz.

Die Fortpflanzungsmedizin ist für die Frauen ein hautnahes Thema. Ein Kind zu bekommen, ist nicht mehr allein das Ergebnis der Vereinigung von zwei Menschen. Es bestehen ganz neue Bedingungen, unter denen die Mutterschaft entsteht. Liselotte Meyer-Fröhlich nimmt als engagierte Juristin und langjährige Politikerin zu den Gesetzesbestimmungen über die künstliche Befruchtung Stellung.

Fortpflanzungsmedizin und Recht

Wir sind in einem Zeitalter der technischen und wissenschaftlichen Erfindungen und Fortschritte, und immer wieder werden sie durch **noch** kompliziertere und **noch** weniger vorhersehbare Möglichkeiten abgelöst, so dass die Gesetzgebung gnadenlos hinterher hinkt. Ich nenne Ihnen als Stichwort die Computertechnologie, wo die eidg. Datenschutzgesetzgebung immer noch fehlt, oder die Gentechnologie. So fehlen auch – und zwar **international** – umfassende Gesetzesbestimmungen über die künstliche Befruchtung und über die In-vitro-Fertilisation mit allen ihren Folgeproblemen. Immerhin wird in vielen Ländern – vor allem in Europa – daran gearbeitet.

In der **Schweiz** kennen wir nur die Richtlinien der Schweiz. Akademie der Medizinischen Wissenschaften (ich werde sie in der Folge «Richtlinien» nennen), die in ihren zwei letzten Ausgaben einschlägige Standesbestimmungen für die Ärzte ausgearbeitet haben. 1981 wurden Richtlinien für die artifizielle Insemination herausgegeben, und 1985 kamen Richtlinien über «In-vitro-Fertilisation und Embryotransfer zur Behandlung der menschlichen Infertilität» dazu. Beide Ausgaben können bei der Geschäftsstelle der Schweiz. Akademie der Medizinischen Wissenschaften in Basel bestellt werden. Diese Richtlinien sind natürlich unverbindlich und strafrechtlich nicht durchsetzbar.

Die Kantone Genf und Waadt sind als einzige Kantone einen Schritt weitergegangen und haben diese Richtlinien für ihr Gebiet verbindlich erklärt. Die regierungsrätliche VO in Genf ist am 1. Juli 1986 in Kraft getreten.

Eine ähnliche Verordnung sollte auch im Kanton Zürich als Übergangslösung angestrebt werden. Dringend sind aber **gesamtschweizerische** Gesetzesbestimmungen, an denen zwar gearbeitet wird. Auch der «Beobachter» hat in diesem Sinne eine eidg. Volksinitiative lanciert mit der Forderung «Vorschriften über den künstlichen Umgang mit menschlichem Keim- und Erbgut zu erlassen, wobei der Bund die Würde des Menschen und den Schutz der Familie zu wahren hat».

Damit ist der Auftrag für die Schweiz. Gesetzgebung eingeleitet. Aber das Problem muss selbstverständlich **international** angegangen und überall möglichst gleich gelöst werden, wenn man einen sog. Fortpflanzungstourismus ähnlich dem heutigen Abtreibungstourismus verhindern will. 1985 sind denn auch die zuständigen Minister der Mitgliedsländer des **Europarates** in Wien und anschliessend in Edinburg zusammengetreten, um die gesetzgeberischen Fragen aufzulisten und Richtlinien für die nationalen Gesetzgebungen auszuarbeiten. Eine Expertenkommission hat darauf im Juni 1986 einen 1. Entwurf erarbeitet, der aber immer dort, wo keine einheitliche Lösung zustande gekommen ist, verschiedene Lösungsmöglichkeiten vorschlägt. Der Ministerrat hat diese Empfehlungen jedoch noch nicht genehmigt. Damit wird aber erst die Anpassung der Gesetzgebungen für die Mitgliedstaaten des Europarates geplant. Andere Länder, wie Japan, Amerika und sämtliche Ostblockländer, machen hier nicht mit. Das ist heute die rechtliche Situation in der Fortpflanzungsmedizin.

Haben wir ein Recht auf ein Kind?

Viele Länder unserer Erde sind überbevölkert. Sie leiden an Kinderüberfluss, die Nahrungsmittel reichen nicht aus, und jede Sekunde verhungert auf unserer Welt ein Kind laut Unicef-Berichten. Ist es da überhaupt vertretbar, dass anderswo Kinder künstlich gezeugt werden dürfen?

Ich weiss, die Frage ist theoretisch. Kindermangel und Kinderüberfluss auf dieser Welt können nicht einfach ausgeglichen werden, und ich will mit dieser Frage ja auch einen Denkanstoss geben. Die Frage eines Verbotes ist denn auch in der Expertenkommission nie diskutiert worden; ihre Arbeit beschränkt sich darauf, festzuhalten, **unter welchen Bedingungen** die natürliche Zeugung durch einen medizinischen Vorgang ersetzt werden darf.

Die Experten sind sich einig, dass eine künstliche Zeugung nur dann zulässig sein darf, wenn es darum geht, eine Unfruchtbarkeit zu beheben, **wenn alle anderen Behandlungsmethoden** versagt haben, und das nur bei einem Paar, das eine **ständige Partnerschaft** gewährleistet und das willens ist, dem Kind als Vater und Mutter eine intakte Gemeinschaft zu bieten. Die Frage, ob das Paar verheiratet sein müsse, ist in der Expertenkommission umstritten und bleibt in den Richtlinien offen. Viele Ärzte behandeln aber **nur** Ehepaare. Die künstliche Zeugung ist demzufolge nicht vorgesehen für alleinstehende Frauen und auch nicht für homosexuelle Paare. Ob die künstliche Zeugung zusätzlich auch dann angewendet werden darf, wenn damit die Übertragung einer schweren Erbkrankheit durch Vater oder Mutter ausgeschlossen werden kann, ist ebenfalls offengelassen worden. Unsere Richtlinien verneinen es. Mit dieser Frage stossen wir auf die ethische Frage nach dem **unwerten Leben.** Wir alle haben die Diskussionen um das Recht auf Leben und das Recht auf Abtreibung mitverfolgt. Wir alle wissen um die schweren und oft lebenslänglichen Gewissenskonflikte, und es ist sicher gut und richtig, wenn die Richtlinien hier eine klare Stellung einnehmen. Zu diesen Grundvoraussetzungen für eine künstliche Zeugung kommen noch weitere acht Rahmenbedingungen:

1. Es wird das *Einverständnis* der Betroffenen nach vollumfänglicher Orientierung durch den verantwortlichen Arzt verlangt.
2. Die Durchführung aller medizinischen Handlungen muss durch *zugelassene Ärzte* erfolgen, und zwar in einer *Klinik,* die vom Staat dafür die *Bewilligung* erhalten hat.
3. *Samen- und Eizellen* müssen *gratis* bereitgestellt werden.
4. Es darf *nicht mit Gewinn* gearbeitet werden.
5. Der Arzt muss alle notwendigen Nachforschungen und Untersuchungen beim Samenspender durchführen, um die Übertagung von erblichen oder ansteckenden Krankheiten zu vermeiden.

Biographie

Dr. iur. Liselotte Meyer-Fröhlich Kantonsrätin seit 1983/Geschäftsprüfungskommission / Präsidentin der Maternité Inselhof
Gemeinderätin der Stadt Zürich von 1975 bis 1983/8 Jahre Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale

6. Die *Zahl* der Samen vom gleichen Mann muss limitiert werden. Damit soll möglichst vermieden werden, dass in der gleichen Stadt ungezählte Halbgeschwister herumlaufen und sich sogar heiraten.
7. Der Samenspender soll jederzeit vor der Verwendung den Einsatz seiner gespendeten Samen *widerrufen* können.
8. Ob die Samen eines *vorverstorbenen* Mannes für seine Lebensgefährtin noch verwendet werden dürfen, ist mehrheitlich durch die Experten negativ beantwortet worden. Auch die Richtlinien sprechen sich gegen eine Konservierung für spätere Schwangerschaften aus.

Welche Rechte hat das Kind?

Die Frage nach der Anonymität des Samenspenders ist sehr umstritten. In der Schweiz gilt nach bisheriger Praxis in Übereinstimmung mit den Richtlinien die Anonymität des Spenders. Auch die Expertenkommission ist für die Anonymität. Der bekannte **Zivilrechtler, Prof. Cyril Hegnauer,** ist **für** Bekanntgabe des Samenspenders. Auch der «Beobachter» tendiert eher in diese Richtung, wenn er in seiner Initiative verlangt, dass untersagt werden soll (Zitat), «den Beteiligten die Identität der Erzeuger vorzuenthalten, sofern das Gesetz dies nicht ausdrücklich vorsieht». Wir haben auch im Kantonsrat diese Frage diskutiert; auch hier gingen die Meinungen auseinander.

Ich persönlich gehe mit den Richtlinien einig. Ich finde es falsch, wenn man dem Kind ein durchsetzbares Recht zuspricht, den Namen des natürlichen Vaters zu erfahren. Dieser, sein biologischer Vater, hat ja weder Rechte noch Pflichten, schon gar keine finanziellen Pflichten gegenüber dem Kind. Die gesamte rechtliche und finanzielle Verantwortung liegt beim Ehepaar, das sich gemeinsam dieses Kind gewünscht hat, und dieser Wunsch **beider** Eltern musste vorher vom behandelnden Arzt durch Gespräche klar festgestellt werden.

Was bringt das Recht des Kindes, seinen genetischen Vater kennenzulernen? Es bringt Verunsicherung, es kann Entfremdung gegenüber seinem sozialen Vater gegenüber seiner Mutter bringen. Es kann Unfrieden und Vorwürfe in die Familie bringen – und wem dient das? Wir haben kürzlich Frauen, die durch künstliche Insemination ein Kind erhielten, also Betroffene selbst, nach ihrer Meinung dazu befragt. Alle diese Frauen wären entsetzt über eine solche Einmischung. Ein Dazwischenfunken des Staates kann – und auch da spreche ich nicht aus der Luft – vermehrt Ehepaare dazu veranlassen, auf nicht medizinische Art, nämlich durch ausserehelliche Zeugung, zu ihrem gewünschten Kind zu kommen. Die Probleme sind dann sicher um einiges grösser.

Dr. iur. Liselotte Meyer-Fröhlich, Kantonsrätin und langjährige Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale.

Auch in dieser Frage besteht die Gefahr des Inseminationstourismus, wenn nicht alle Länder die gleiche Auffassung vertreten. In Schweden z. B. muss der Samenspender seit 1985 bekanntgegeben werden. Die Folge davon ist, dass es praktisch keine Samenspender mehr gibt und dass die Frauen nach Norwegen ausreisen, wo der Samenspender anonym bleibt.

Leihmütter

Die Expertenkommission unterbreitete dazu zwei Vorschläge:

Die 1. Variante schlägt ein **Verbot** der Leihmutterschaft vor. Auch die Richtlinien sind für dieses Verbot. Allfällige Verträge zwischen einem Ehepaar und einer Leihmutter wären somit nichtig.

Die 2. Variante will die Leihmutterschaft unter **drei Bedingungen** erlauben: Es müssen die Motive für alle drei involvierten Personen ehrenhaft sein, es darf kein Geld im Spiel sein, und die Leihmutter muss direkt nach der Geburt noch das Recht haben, das von ihr geborene Kind zu behalten (Australien).

Embryone werden tiefgekühlt

Weil die Erfolgschance einer In-vitro-Fertilisation recht gering ist – bis 50% der so erzielten Schwangerschaften enden mit einem Abort –, ist man bestrebt, in einem einzigen Vorgang mehrere Embryone zu gewinnen. Die nicht benötigten Embryone werden tiefgekühlt für den Fall eines Misserfolges.

Was aber geschieht mit den überzähligen Embryonen, wenn eine Schwangerschaft eingetreten ist? Soll man sie für eine künftige Schwangerschaft der Eispenderin bereithalten dürfen oder soll man das Absterben in Kauf nehmen? Ich erinnere sie nochmals an die Diskussion im Zusammenhang mit der Volksabstimmung «Recht auf Leben». Unbestritten ist, dass solche Embryone nicht nur extra zu Forschungszwecken gewonnen werden dürfen. Ein klares Verbot in einer künftigen Gesetzgebung, wie es die Richtlinien heute schon aussprechen, erachte ich als absolut notwendig. Trotzdem besteht natürlich die grosse Gefahr des Missbrauches. Bei Pflanzen und Tieren werden einschlägige Forschungsprojekte schon längst durchgeführt. Hier kommen wir zur Schaltstelle der Gentechnologie.

Die Expertenkommission verlangt, dass zu Forschungszwecken allein zwar keine Embryone produziert werden dürfen, ansonsten ist aber die Möglichkeit der Forschung zur Diskussion gestellt, sofern das Spenderpaar zustimmt, das Embryon nicht später als 14 Tage (England) nach der Befruchtung verwendet wird, und sofern eine ethische Kommission die Zustimmung gibt und die Forschung dazu dient, Krankheiten zu heilen.

Ob diese theoretisch klar abgesteckten Grenzen in der Praxis nicht doch zu Ausweitungen führen, die nicht mehr verantwortet werden können, bleibt offen.

Es bleiben also noch viele Fragen offen. Trotzdem: Eine **rasche** Gesetzgebung auf Bundesebene in internationaler Übereinstimmung mit den Gesetzen der umliegenden Länder ist dringend geboten, jedoch ausserordentlich schwierig. Wenn der Kanton Zürich bis dahin die Richtlinien der Medizinischen Wissenschaften verbindlich erklären würde, wäre das eine erstrebenswerte Zwischenlösung.

Liselotte Meyer-Fröhlich

Die Mehrzahl der Schweizerinnen bevorzugt immer noch das Bargeld in der Tasche – im Gegensatz zu den Amerikanerinnen, welche ein Minumum an Bargeld mit sich tragen. Auch wenn die Beliebtheit des Barzahlens bei uns verbreitet ist, ändert eben die Wirksamkeit und die Sicherheit anderer Zahlungsarten doch zunehmend unsere Gewohnheiten.

Die Kreditkarte – das elektronische Portemonnaie

Nach der Verbreitung der Schecks, wie z.B. Travellerschecks, Reiseschecks in Fremdwährung oder Eurocheques in Schweizer Franken ist nun tatsächlich das, was früher einer Elite der Geschäftswelt hauptsächlich das Reisen im Ausland bequemer machte, so breit demokratisiert worden, dass bereits eine grosse Konkurrenz auf dem Markt herrscht, wo die Leistungen des sogenannten Plastikgeldes des 20. Jahrhunderts dem Publikum angepriesen werden: Die «Karte» offeriert jedem Inhaber das Bezahlen durch eine einfache Unterschrift.
Eine Vielzahl an verschiedenen Karten wird angeboten, und wer die Wahl hat ... Sie alle können jedoch in drei Gruppen eingeteilt werden.

Die Bankkarten

Sie ermöglichen in sämtlichen Filialen Ihrer Bank Zugang zu Ihrem Bankkonto. Um überall völlige Diskretion zu gewähren und nicht zusätzlich einen persönlichen Ausweis verlangen zu müssen, bieten Banken die Möglichkeit, mit einem «Code», den nur Sie und die Computeranlage kennen, Ihre Identität auszuweisen, dies eben mit Ihrer **persönlichen Kundenkarte** und einem Sicherheitscode.
Was aber, wenn es Ihnen vor Schalterschluss nicht mehr gereicht hat, Geld zu holen? Damit Sie auch dann nicht in Verlegenheit um Bargeld geraten, gibt es die spezielle **Bancomatkarte,** mit der Sie aus über 600 Notenausgabe-Automaten in der ganzen Schweiz wie auch im Fürstentum Liechtenstein bis zu Fr. 1000.– pro Tag – auch in Teilbeträgen – beziehen können. Tag und Nacht, werktags und sonntags.
Aber eben, wenn Sie einmal Ihre Brieftasche samt mehreren hundert Franken Bargeld verlieren, ist die grosse Panne trotzdem da. Aus diesen und noch weiter greifenden Überlegungen wurde die **Eurocard** geschaffen. Sie ist eine Dienstleistung der Schweizer Banken und gewährt den Anschluss an eine weltweite Kreditorganisation dank der Zusammenarbeit mit der Kreditkarte MasterCard (USA) und der Access (GB). Mit der Eurocard zahlen Sie in der Schweiz und weltweit in über vier Millionen Hotels, Restaurants, Geschäften und Dienstleistungsunternehmen aller Branchen einfach mit Ihrer Unterschrift. Und das in jeder beliebigen Währung. Abgerechnet wird einmal monatlich über eine detaillierte Sammelrechnung. Die Bedingung ist allerdings, dass Sie über ein Bankkonto auf einer der angeschlossenen Banken verfügen. Die einzige Bankkarte, die an ein Bankkonto gebunden ist und ebenfalls durch die Banken verwaltet wird, ist die **Visa-Karte.** Sie offeriert als Sonderleistung die Möglichkeit der Ratenbezahlung, kommt also am ehesten einem Kleinkredit mit Zinsfuss gleich, hat aber im Kreditgewähren gewisse Limiten, welche nicht genau angegeben werden. Die Visa-Karte wird in fast allen Ländern gern akzeptiert, denn sie verrechnet geringe Prozente.

«Travel and Entertainment»-Karten

Ein Hotelzimmer reservieren, aber auch ein Auto mieten, auf einem Reisebüro eine Safari nach Afrika oder eine Trekkingwoche in Kanada buchen – das können Sie mit diesen Travel and Entertainment Cards, wovon vor allem American Express und Diners Club international am stärksten vertreten sind.
Sie laden einen Freund, eine Freundin ein in ein Restaurant. Und einmal kommt der Moment, wo Sie die Rechnung verlangen. Vor allem Männer werden verlegen, wenn ihnen die Rechnung von einer Frau bezahlt wird, oft müssen sie dann plötzlich dringend telefonieren und entschuldigen sich für ein paar Minuten.
Hingegen ist es angenehm, wenn solche Klippen durch Diskretion umfahren werden, und die Kreditkarte ist ohne Zweifel eine Hilfe, praktisch und effizient. Um Inhaberin einer solchen Karte zu werden, braucht es eine schriftliche Anmeldung, ausserdem wird mancherorts eine Einschreibegebühr erhoben. Ein Jahresbeitrag von ca. Fr. 60.– ist üblich.

Die Kundenkarte

Coop, Jelmoli, Globus, Esso, Avia usw. haben ihre eigenen Kundenkarten in Gang gebracht, weil es bedeutend interessanter ist für sie, durch die eigene Geschäftskundenkarte abzurechnen als 2 bis 6% Kommission an die Kreditkarten-Gesellschaft abzugeben. Ihre Karten sind gratis; beschränken sich auf ihre Geschäfte, basierend auf der Idee des Milchbüchleins von früher.

Wer die Wahl hat, hat die Qual

American Express, Diners, Eurocard, Visa – alle diese internationalen Kreditkarten sind auch in der Schweiz sehr verbreitet, wie überall auf der Welt. Sie erlauben, sich ohne Bargeld frei und mühelos überall bewegen zu können, Einkäufe zu machen, laufende Rechnungen bequem zu regeln. Vor al-

lem Reisende müssen sich nicht mehr um einen besseren Kurs in der Fremdwährung kümmern. Jene Situation, wo in Zeitnot oder in einem abgelegenen Ort das Wechseln von Schweizer Franken in eine fremde Währung zu einem Phantasiekurs akzeptiert werden muss, weil es gerade keine andere Möglichkeit gibt, tritt mit einer guten Kreditkarte nicht mehr ein. Die Bewertung des Kurses wird Ihnen abgenommen durch die Betreuung der entsprechenden Gesellschaft, die Ihnen ein paar Wochen später die Rechnung zukommen lässt.

Sesam, öffne dich

In einigen Ländern wie z.B. den USA ist es sogar schwierig, ein Auto zu mieten oder in einem Hotel ein Zimmer zu reservieren ohne die Kaution, welche die internationale Kreditkarte leistet. Deren Inhabern wird eine ganze Skala von Spezialleistungen angeboten, wie z.B. Reiseversicherungen, persönliche Hilfe in Reisebüros, keine Kaution bei Automieten, Übersicht über alle Ausgaben mit der monatlichen Gesamtabrechnung.
Es ist unbestritten, dass ein solches System einen Anreiz geben kann zu unüberlegten Käufen, zum «über die Schnur hauen». Sofort konsumieren, erst später bezahlen – das kann bittere Folgen haben! Disziplin und eine massvolle Verwaltung der Kreditmöglichkeit sind selbstverständlich Voraussetzung. Dann aber bringt diese Art des Zahlens eine wirkliche Erleichterung in die täglichen Transaktionen.
Die Unterschiede im Gebrauch zwischen den vier Karten (American Express, Diners, Eurocard, Visa) sind gering. Die meisten Hotels, Reisebüros und Autovermietungen akzeptieren alle vier. Es sind die kleineren Geschäfte, die nur die eine oder die andere akzeptieren – gerade aus dieser Situation besitzen viele häufig Reisende deren zwei oder drei.

Nur eine simple Karte, die Gold wert ist

Bekanntlich ist der Diebstahl und das Verlieren von Geld in keiner Diebstahlversicherung (ausser es handelt sich im Raub) eingeschlossen.
Damit bietet die Kreditkarte natürlich viel Sicherheit und Schutz. Aber gerade vor dem Missbrauch dieser Karte – am häufigsten durch Unterschriftenfälschung – muss gewarnt werden, obwohl diese Gefahr natürlich von der Kreditkartengesellschaft längst wahrgenommen wird und auch entsprechende Weiterentwicklungen in Material und Code angegangen werden. Es handelt sich darum, Abschreckungsmittel gegen Betrug und Fälschung wie auch gegen Diebstahl zu entwickeln. Sicher keine billige Infrastruktur! Doch Sicherheit muss angeboten werden, wenn das Vertrauen nicht Abbruch leiden soll.

Eine neue Karte kommt ins Spiel

Die Informationstechnik macht ständig neue Fortschritte. Eine technische Herausforderung für die nächsten Jahre ist die Karte, die sämtliche Wünsche vereinigt. Also die eigentliche Trumpfkarte, die durch die Technologie ausgespielt würde!
In den USA und Frankreich kennt man bereits die Karte mit dem Wundergedächtnis, deren Sicherheit absolut sein soll und mittels der man durch elektronischen Transfer von überall her vom eigenen Bankdomizil aus bezahlen kann.
In der Schweiz ist die Eurocheque-Karte (nicht zu verwechseln mit der Eurocard) in diesem neuen Trend. Momentan dient sie als Identitäts-Dokument zur Deckung der Eurocheques, auch ermöglicht sie den Zutritt zu den Geldausgabe-Automaten und bereits zur Zahlung bei einigen Benzintankstellen. Ab nächsten Sommer jedoch werden (vorläufig) die Zürcher und Zürcherinnen ihre Eurocheque-Karte mittels eines Codeapparates für Einkäufe usw. verwenden können, und das entsprechende Bankkonto wird unmittelbar anvisiert. Vielleicht ab 1988 wird dieses Experiment im ganzen Land vertreten sein. Initianten dieses Projekts sind die Banken, und die Verhandlungen um die Eröffnung dieses Systems sind im Gange.
Es scheint, dass das elektronische Portemonnaie im Kommen ist, auch wenn es vorläufig nach Zukunftsmusik tönt.

Ursula Oberholzer

Tips und Tricks

Bewahren Sie Ihre Karte nicht im selben Etui auf wie Ihren Pass, Ihre Identitätskarte oder Ihren Führerschein.

Notieren Sie niemals die Nummer Ihrer Karte auf eine Postkarte, einen Briefumschlag usw.

Achten Sie darauf, dass Ihnen wirklich Ihre eigene Karte ausgehändigt wird nach Gebrauch.

Sollten Sie Ihre Karte verlieren oder sollte sie Ihnen gestohlen worden sein, benachrichtigen Sie sofort Ihre Bank oder die entsprechende Gesellschaft.

Kontrollieren Sie jeweils vor dem Unterschreiben den Betrag auf dem Beleg und verhindern Sie durch einen horizontalen Strich eine nachträgliche Veränderung:
z.B. Fr. ———————286.50.–.

TOP-FIT
Gut im Strumpf! Gut auf den Beinen!
Stützstrumpfhosen und Stützstrümpfe
In Apotheken und Drogerien erhältlich
IVF
Internationale Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen
8212 Neuhausen am Rheinfall, Tel. 053/2 02 51

seit 1974
Wirtekurse
neben der Berufsarbeit für Frauen mit Erfahrung im Gastgewerbe. Erwachsenenbildung.
Gastgewerbeschule Luzern
Wesemlinstrasse 46, 6006 Luzern
Tel. (041) 36 36 85

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und diskret. Sie hilft Ihnen mit ihrer
medialen Begabung
Durch Kartenlegen bei Entscheidungen, privaten oder beruflichen Problemen.
Durch Astro-Psychologie für Zukunfts-, Partnerschafts- und Personenanalysen.
Durch Telepathie bei Prüfungen usw.
Durch Fernbehandlung aller geistig beeinflussbaren Begebenheiten.
Auch Langzeitbehandlung.
Nähere Auskunft und Anmeldung morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 71 13 45

ballett-shop
Römergasse 5
Limmatquai
8001 Zürich
Telefon 01/47 69 10
Grösstes Fachgeschäft in der Schweiz.
alles für den klassischen und modernen Tanz

Schon viel ist über die Frauen gelästert worden, die ihre Nachmittage beim Kaffeeklatsch verbringen. Hanni Fries, Illustratorin, Malerin und Kunstpreisträgerin der Stadt Zürich, sieht es anders: Sie hat ein Herz für die Frauen im Kaffeehaus.

Frauen im Kaffeehaus

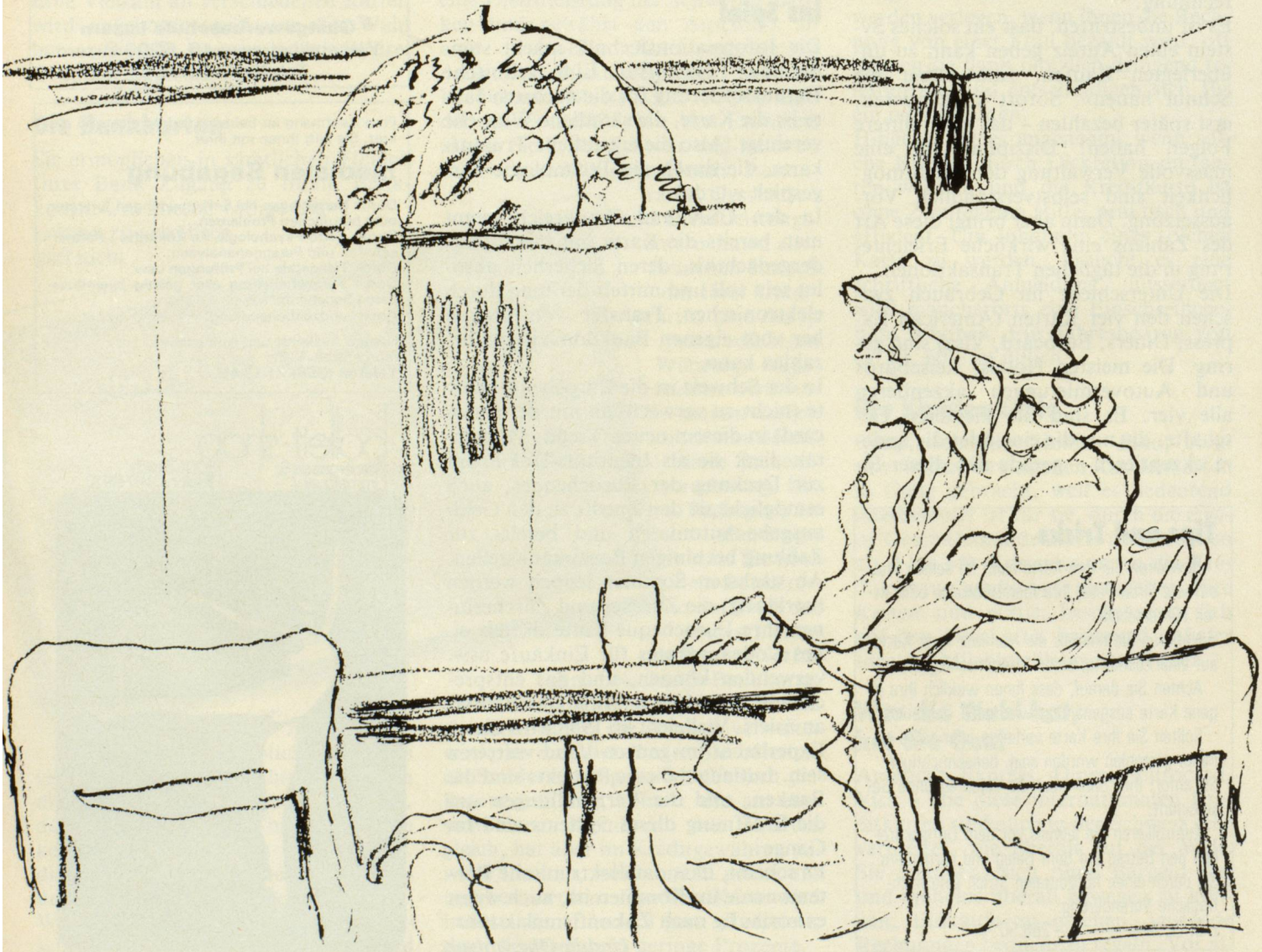
Während vieler Jahre porträtierte die Künstlerin die Gäste des «Olivenbaum» beim Bahnhof Stadelhofen in Zürich. Und jede ihrer Zeichnungen scheint eine Geschichte zu erzählen.

Da ist die Dame mit den herben intellektuellen Zügen, die – bewehrt mit einer Lupe – die Tageszeitungen studiert, dazu ein Tässchen Kaffee trinkt und sicherlich manch kritische Gedanken wälzt. Eine Emigrantin aus nobler Familie? Eine ehemalige Kunstkritikerin? Eine Emanzipierte der ersten Stunden? Man könnte sich mancherlei verschlungene Schicksalspfade vorstellen.

Anders die Frau mit dem Blumentopfhut und der fülligen Figur. Sie scheint gleichsam auf der Lauer zu liegen, auf der Lauer nach einem Gespräch, einem Kontakt, einem Lächeln. Vielleicht eine Witwe, deren erwachsene Kinder in einer anderen Stadt leben? Oder eine pensionierte Angestellte? Jedenfalls eine Frau, die irgendwie ins Offside des Lebens geraten ist.

Und dann wieder die stille AHV-Bezügerin vor dem leeren Wasserglas. Ob sie auf jemand wartet? Oder ob sie einfach der Eintönigkeit eines Altersheims entflohen ist?

Man kann es nicht entscheiden. Sicher aber ist, dass all die Frauen, die Hanni Fries mit sensiblen Strichen porträtiert hat, im Kaffeehaus eine Zuflucht suchen. Wo sollen sie denn sonst hingehen? Weder das Zimmer im Altersheim noch die Kleinwohnung schaffen genügend Kontakt. *Charlotte Peter*



Ehe und Familie geniessen ein recht hohes Ansehen, auch wenn sich heute in unserer Gesellschaft ein Wandel vollzieht und starke Neuorientierungen im Vormarsch sind. Kinderhaben gehört immer noch in den Rahmen des traditionell Normalen. Bei politischen Wahlen haben Kandidaten und Kandidatinnen mit Ehepartner und zwei bis drei Kindern erwiesenermassen bessere Erfolgschancen. Was steckt dahinter? Welche Muster sind hier am Werk?

Kinderwunsch und Wunschkinder

Vor allem der Kinderlosigkeit scheint ein Makel anzuhaften. Heute kann sie zwar ein freier Entscheid sein, sie kann aber auch zum belastenden Schicksal werden. Für viele Paare ist sie denn auch ein schwerwiegendes Problem. Frauen leiden im allgemeinen stärker unter der Kinderlosigkeit als Männer. Die Sterilität als biologische Erscheinung wird aber eigentlich erst durch die gesellschaftlichen Aspekte wie Erziehung, Traditionsgebundenheit und einen genuinen Fortpflanzungstrieb zu einem dermassen stark belastenden Problem. Die Unfruchtbarkeit wird zu einer schweren narzisstischen Kränkung, und im schlimmsten Fall wird sie als persönliches Versagen, verbunden mit Schuld- und Minderwertigkeitsgefühlen, erlebt.

Unerfüllter Kinderwunsch

15% aller Ehen sind ungewollt steril. In 10% liegt die Ursache bei der Frau, in 1,5% bei beiden Partnern, in 3,5% beim Mann.

Ein unerfüllter Kinderwunsch kann schmerzhaft auf einem Paar lasten, besonders da die Aussichten auf ein Adoptivkind heute bei uns recht beschränkt geworden sind.

Dr. med. Hansjakob Müller, Humangenetiker an der Universität Basel und Vorsitzender der Kommission für Bioethik im Umgang mit menschlichen Keimzellen und Embryonen, drückte es so aus: «Nicht jede Frau verfügt aufgrund ihre individuellen Fähigkeiten und ihrer Erziehung über die gleichen Voraussetzungen, um andere lohnende Lebensziele als das Muttersein finden zu können.» Sicher ist es ein tragisches Schicksal, wenn man ein Lebensziel nicht erreichen kann, das einem als das wertvollste erscheint.

Aber mit Lebenserfüllung *kann* die Mutterschaft, *muss* aber nicht zu tun haben. So kann die Sterilität auch eine Aufforderung zu einer anderen Lebenserfüllung sein. Eine Neuorientierung eines kinderlosen Paares wäre, dass den unfruchtbaren Männern und Frauen nicht weiter suggeriert würde, sie seien nicht vollwertig. Dies ist besonders unangemessen, wenn man bedenkt, dass die Fähigkeit zur Elternschaft nie allein oder vielleicht sogar überhaupt nur eine geringe biologische Komponente hat.

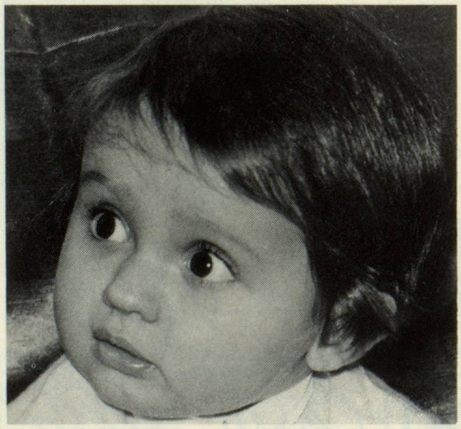
Ist Unfruchtbarkeit eine Krankheit?

Der Begriff Krankheit ist nicht einheitlich. Streng naturwissenschaftlich gesehen, gehören krankhafte Veränderungen wie offensichtliche Leistungsverminderungen eines Menschen, verbunden mit Fieber, Schwäche, schnellem Puls usw. zu einem Krankheitsbild.

Aber auch Gewalteinwirkungen durch elektrischen Strom, Strahlung, Temperatur oder psychische Konfliktsituationen können zu organisch-körperlicher Erkrankung führen.

Der klassische Arzt sieht in seiner Tätigkeit die Aufgabe, Krankheiten nach bestem Willen und Können zu heilen, d. h. zu diagnostizieren und eine zielgerichtete Therapie anzuordnen. Er fragt den Patienten: «Wie und wo leiden sie?»

Unfruchtbarkeit kann demnach nicht eindeutig, wenn überhaupt, als Krankheit bezeichnet werden. Sterilität wird erst durch die ihr anhaftende psychosoziale Bedeutung zur Krankheit. Der Arzt wird zu jeder Zeit das Recht auf Gesundheit anerkennen, aber ist es auch gleichzusetzen mit dem Recht auf ein Kind? Wofür steht das Kind? Haben wir ein Recht auf ein Kind? Eine Krankheit im vollen Sinne des Wortes kann die Sterilität nicht sein.



Mancher unfruchtbaren Frau fällt es schwer, in solche Kinderaugen zu blicken. Hat sie versagt?

Ich gebe nicht auf, ein Kind zu haben

Viele der ungewollt kinderlosen Paare wollen die Kinderlosigkeit nicht als ihr Schicksal akzeptieren.

«Für mich ist der Kinderwunsch sehr gross», sagt Rita B. «Ich komme aus einer kinderreichen Familie. Ich hatte schon immer das Gefühl, um eine rechte Frau zu sein, sollte ich ein Kind gebären können.» Ruth R. unterstützt sie voll: «Ich gebe nicht auf, ein Kind zu haben. Und wenn ich jahrelang doktern muss. Kein Kind zu haben wäre für meinen Mann und mich wie ein persönlicher Misserfolg.»

Ist die Sterilität psychogener Natur, z. B. eine unbewusste Ablehnung einer Schwangerschaft, kann die sorgfältige Bearbeitung der psychologischen Wurzeln zur Erfüllung des Kinderwunsches führen, da die Sterilität ein reiner Schutzmechanismus wäre. Medizinische Behandlungen wie Hormonbehandlungen, Operationen undurchgängiger Eileiter, aber schliesslich auch ein künstlich erzeugtes Kind kann zur Erfüllung des Kinderwunsches mit 100% der Gene des Paares führen.

Kinder auf Bestellung

Steht der Mensch im Begriff, die eigene Schöpfung selber an die Hand zu nehmen? Mit der Pille ist Sexualität möglich ohne Fruchtbarkeit. Dass das Erzeugen menschlichen Lebens möglich ist ohne Sexualität, ist ein zweiter Schritt. Jahrelang ist das Kinderhaben allein Sache der Frauen und ihrer Partner gewesen. Mit der neuesten Medizin sieht dies anders aus. Was ändert sich für die Frau?

Zukunftsvisionen?

Sich fortpflanzen – auch aus Eigenliebe – will man, indem man «sein Blut» einem Kind weitergeben will.

Es gibt jedoch Leute, die viel weiter gehen, indem sie ihre eigene, gute Erbmasse mit der eines Nobelpreisträgers kreuzen. In Los Angeles besteht ein Unternehmen, welches Spermien von Nobelpreisträgern und brillanten Wissenschaftern sammelt. Diese werden dann an Menschen verkauft, die glauben, dass sich die Begabung auf ihr

Kind überträgt. Die Spermien werden per Lieferwagen versandt.
Ein Beispiel:
Der 2½jährige Donald Blake ist der Sohn von Spender Nr. 28, einen offenbar grossen Computerwissenschafter. Mrs. Hertereigh aus Los Angeles befruchtete sich selber im eigenen Heim. «Ich tat es in meinem Zimmer mit meiner Lieblingsmusik, mit Räucherstäbchen und einer Meditation und mit grosser Liebe», sagt sie.
Wird da nicht der Wunsch und sogar das Recht auf immer perfektere Kinder genährt? Voraussetzungen für eine erbmässig gezielte Menschenfabrikation und Menschenselektion? Solche Eingriffe haben unweigerlich Einfluss auf die ganze Bevölkerungsstruktur. Es sind Zukunftsvisionen, wie man Menschen züchtet nach Mass und dass es lebenswertere und weniger lebenswerte Menschen gibt. Die Bereitschaft, auch ein behindertes Kind zu akzeptieren und es gleich hoch einzuschätzen wie ein topintelligentes, fällt in sich selber zusammen.

Möglichkeiten künstlicher Zeugung

Angaben von Dr. Cécile Ernst, anlässlich der Mitgliederversammlung der Zürcher Frauenzentrale Ende November 1986

a) Künstliche Insemination
Samenflüssigkeit wird in eine Plastikkappe gebracht, welche über den Muttermund gestülpt wird. Der Samen kann tiefgekühlt aufbewahrt werden. Einfache Technik. Bei der homologen künstlichen Insemination stammt der Samen vom Ehemann, bei der heterologen von einem Spender.
Indikation: Potenzstörungen, wenig lebende Spermien, Erbleiden des Ehemannes.
Häufigkeit: Spender-Insemination wird seit 1900 durchgeführt. In der Schweiz beruht jede 100. bis 200. Geburt auf Spenderinsemination.
Erfolgsrate: 20–30% der Behandlungen sind erfolgreich (Geburt).

b) In Vitro-Fertilisation und Embryo-Transfer (IVF/ET)
Durch Hormongaben werden in den Eierstöcken Eizellen zur Reife gebracht und durch Laparoskopie (Einführen eines opt. Instrumentes in die Bauchhöhle) in Lokalanästhesie entnommen. In der «Retorte» wird den Eizellen Samenflüssigkeit zugesetzt. Wenn die Embryonen sich zu 4–8 Zellen entwickelt haben, werden sie durch die Scheide in die Gebärmutter eingesetzt. Dabei können überzählige Embryonen anfallen.

Begriffserklärungen:
Homologe IVF/ET: Samen- und Eizellen vom Ehepaar
Heterologe IVF/ET: Samenzelle vom Spender/Eizelle von der Spenderin/beide Zellarten von Spendern
Leihmutterschaft: Das Kind wird nicht von der Ehefrau getragen und geboren.
a) Eizellen und Samenzellen stammen vom Ehepaar.
b) Samenzellen stammen von einem Spender, die Eizellen von der Ehefrau.
Embryoadoption: Eine ehefremde Frau wird durch den Samen des Ehemannes inseminiert, das Embryo aus der Gebärmutter herausgespült und in die Gebärmutter der Ehefrau gebracht.

Indikationen: Am häufigsten sind die Eileiter der Frau verschlossen und werden selbst durch Operation nicht durchgängig («Umweg über Retorte»).
Eispende: Frau hat Erbkrankheit oder ist Konduktorin einer Erbkrankheit, die nur Männer befällt.
Leihmutter: Frau hat missgebildete Gebärmutter oder neigt zum habituellen Abort (ungünstige Lage der Gebärmutter).
Erfolgsrate: 10% der Transfers enden mit einer Geburt (hohe Aborthäufigkeit).

Leihmütter, die puritanische Form von Prostitution?

Leihmütter, d.h. Mütter, die für eine andere Frau ein Kind austragen und gebären, gibt es offiziell in der Schweiz noch gar nicht. Bereits aus den frühen 70er Jahren sind jedoch Fälle bekannt, wonach für ein solches bestelltes Kind bis zu Fr. 100000.– bezahlt wurden. Meistens werden die Leihmütter mit dem Samen des Bestellvaters inseminiert, sie können aber auch als sog. Brutkasten für ein fremdes Embryo dienen. In den USA gibt es bereits 20 kommerzielle Leihmütteragenturen, eigentliche Babyfarmen. Leihmütter tragen unter Vertrag und Überwachung die bestellten Kinder aus. Auch in Deutschland, England und Österreich sind schon solche Kinder bestellt worden. In Frankreich gibt es sogar eine Leihmüttervereinigung, «Les Cigognes», und es ist das Bild des geeignetsten Leihmütter-Typs ausgearbeitet worden: Alter 21 bis 28 Jahre, bereits Mutter eines Kindes zwischen 6 Monaten und 1½ Jahren; sie ist gerne schwanger, findet Erfüllung in der Mutterschaft.
Die Frage rund ums Geld ist vordergründig.
Catherine Lagrange ist verheiratet und hat vier Kinder, wohnt in der Provinz. Auf die Frage, ob sie als Leihmutter das Kind im eigentlichen Sinne verkaufe, antwortet sie: «Nein, ich erhalte ein Salär. Schwanger zu sein ist natürlich keine richtige Arbeit, aber ich stehe dadurch meiner Familie weniger zur Verfügung. Die Summe von Fr. 14000.– ist eine ganz normale Entschädigung.»
Es besteht ganz deutlich die Gefahr, dass, wenn die Leihmutterschaft erlaubt würde, sozial unterprivilegierte Mütter missbraucht werden, indem sie für grosse Honorare diese Funktion ausüben.
Der Widerstand der Frauen muss hier einsetzen können, um etwas abzuwenden, was uns alle angeht. Die ethische Frage richtet sich an die Integrität und Würde der Person.

Der Stellenwert der Kindesinteressen

Hat das Kind ein eigenes, höchstpersönliches Recht, seinen Ursprung zu erfahren?
Wohl kann es für ein Kind schwierig sein, die Wahrheit zu erfahren. Aber ist es nicht vielleicht eines Menschen würdiger?
Die Geheimhaltung des Samenspenders steht noch zur Diskussion. Weltweit hat erst Schweden ein Gesetz, das vorschreibt, dass Samenspender ab 1. März 1986 nicht weiter anonym bleiben dürfen. Die Gegner der Gesetzesvorlage argumentierten: Anonymität ist oberstes Gesetz, ansonsten werden sich keine Samenspender mehr finden lassen. Ihre Argumente lauten: Die Mutter ist ja die biologische Mutter, und der soziale Vater war von Anfang an bei der Behandlung mit dabei. Er hat auch die ganze Schwangerschaft miterlebt, betrachtet sich als den biologischen Vater. Wenn die Anonymität nicht gewahrt ist, lebt er nun mit der drohenden Gefahr, dass der Spender als ein anderer Vater in die Familie eindringt. Ein Pfarrer in der Umgebung von Stockholm berichtet dagegen aus seiner Tätigkeit mit Adoptivkindern: «Jugendliche kommen oft und bitten mich, Ihnen zu helfen und ihnen zu sagen, wer ihr Vater, wer ihre Mutter seien. Es gehört doch zu den grundlegenden Menschenrechten, dass ein Kind seine Herkunft erfahren kann.»
Prof. Cyril Hegnauer gibt zu bedenken, dass es eben immer einmal durchsickern kann und deshalb das Kind das Recht haben soll, seine Herkunft zu erfahren. Es kann eine auffällige Unähnlichkeit mit den Eltern vorliegen, die aufmerksam macht. Wenn Krankheiten auftreten beim Kind, stellt sich die Frage, ob vielleicht beim biologischen Vater doch Erbkrankheiten da sind. Oder ganz einfach – in einem Ehestreit tönt es plötzlich: Das Kind ist ja gar nicht von dir.
Wenigstens das Recht, erfahren zu können, dass irgendwo Angaben über seinen Erzeuger bestehen, sollte ein Kind haben. Ob es von diesem Anspruch dann auch je Gebrauch macht, bleibt ihm freigestellt.

Ursula Oberholzer

Elisabeth Bitar wurde 1951 in Finnland geboren, lebt jedoch seit 1971 in der Schweiz, wo sie als Illustratorin und Schriftstellerin tätig ist. Ihre Erzählung «Cinnamomum et balsamum aromatizans» ist dem Band «Stadtzeiten», herausgegeben von Isabel Morf und Linus Reichlin, entnommen und schildert Momentaufnahmen aus Zürich.

Zürcher Miniaturen

Cinnamomum et balsamum aromatizans

Alles hier ist so echt wie das meiste in Zürich, die Verkäuferin im Milchladen, zum Beispiel. Sie und ihr Mann haben eine feine Tochter, mit Engelsgesicht, schüchternes Wesen, sanft, zerbrechlich. Es gibt bessere und schlechtere Väter in Zürich, dieser hier ist ein guter, und das erfreut mich. Ursprünglich aus Italien, sie aus dem Tessin. Jetzt führen sie zusammen den kleinen Laden, in dem ich meistens zweimal pro Tag einkaufe. Es hat vieles: Sogar die kleinen Glühbirnen bestellt er mir, einmal ganz am Anfang küsste er meine Hand, aber so hatte ich es nicht gemeint, und ich glaube, bei ihm war es auch ein Missgeschick. Jetzt wissen wir beide nichts mehr davon. Seine Frau trägt oft einen Minijupe und hohe Absätze, manchmal Lippenstift und schwarze Mascara, sonst sieht ihr Teint weiss wie Lilien aus, manchmal am Morgen ist ihr Gesicht noch verschlafen. Besonders samstagvormittags verkehren im Laden schöne junge Leute; ob sie wirklich in der Nachbarschaft wohnen, obwohl man sie nur am Samstag sieht? man könnte meinen, es hätte eine Jugendherberge in der Nähe. Hinter dem Laden ein Hügel mit Schrebergärten, ganz oben schwingt ein schmaler Baum, hinter ihm der Himmel, und die Wolken haben weisse, genaugezeichnete Ränder: Ich muss an Glück denken.

Die Türen der Geheimnisse soll man nicht öffnen, sonst sehe man nur sein eigenes leeres Gesicht und blossgelegte Augen – nur ich wüsste nicht einmal wie, ich hätte die Schlüssel nicht, aber eventuell hatte ich sie schon und ging zu weit, ja, das kann sein, jetzt bin ich bescheiden und nur noch Staub steigt aus den jungmädchenhaften Papierseiten des Neuen Testaments, mein ehemaliger Name steht auch dort: Wer ich damals war.

Ja, damals hast du mich eingeladen, Zürich, zu dir, und ich kam und blieb, zu deinen Tränen und Verwandten, zu deinen Adressen und Strassen, zu denen meine Jugend lief, buchstäblich, auf denen ich krank und gesund war, alt und jung, wieder jünger und jünger, zeitloser, von gestern und morgen, von der Welt und von hier, James Joyce in mir, Henry Miller in mir, Bilder in mir, Mutter in mir, die Tiere im Stall hatte und ein einfaches Baumwollkleid trug, mit Kopftuch, oft eine Schürze anhatte und so erstaunlich viel Zeit für mich hatte, für die Dorfbewohner Kleider schneiderte, sie liess mich immer stören, sie lachte auch viel und ihre Augen strahlten, wie war sie nur immer so optimistisch, so sehe ich sie auch heute noch, obgleich sie jetzt eine zerbrechliche Alte geworden ist, ohne mich, in ihrer Einsamkeit, nein: in ihrer Ewigkeit, ja, in ihrer Liebe. (Sie liebte und liebt kleine schutzlose Katzenjunge, sie gibt ihnen Milch und Brot und ich weiss nicht einmal wie sie heute aussieht, aber ihr Gehirn funktioniert immer noch klar und sie denkt und fühlt.)

In dieser Stadt habe ich die Welt verstanden, bin zu lange geblieben, zu viele Adressen gehabt, manchmal besuche ich sie und erinnere mich, fast mein ganzes Leben ist diese Stadt, es wäre leicht zu sagen: Schicksal, aber das Wort gefällt mir nicht, die Ideen gingen durch meinen Kopf und die Lieben, die du mir auch schenktest, es scheint: weiterhin schenkst, manchmal frage ich kleine spielende Jungen, wie es ihnen geht und sie versuchen, mir ordentlich zu antworten, meine Fragen sind zwar zu schwierig für sie, aber sie sagen: Ja, dieser da ist noch nicht im Chindsgi aber ich dafür schon. Dann sage ich: Ich würde noch so gern mit so kleinen Jungen reden, aber jetzt muss ich auf die Post und sowieso, es gibt immer so viel zu tun, leider. Und sie schauen mich so hell an, ihr Haar ist manchmal starr und zu keiner Frisur fähig, manchmal blaue Augen, manchmal braune Augen, sportlicher kleiner Körper, gäbe es Sachen, die sie mir entschuldigen müssten, würden sie es schon tun. Nie würde ich herzlos lachen, wenn einem von ihnen ein Luftballon in den Himmel verschwindet, das spüren sie schon. (Ich habe schon solche Väter gesehen, die lachten, und meinen Kopf geschüttelt.)

Als ich noch jung und glücklich war, sass ich mit den alten Männern in den Spunten und sie haben mir auch immer Bier oder Rotwein bestellt, obgleich ich immer sagte, ich bezahle schon selbst. Heutzutage sitze ich lieber mit den Zwanzigjährigen. Lieber ist zu viel gesagt: ich finde sie schon etwas zu jung, aber so ahnungslos, so voll von dem was ich auch einmal hatte, ganz am Anfang hier, sie manchmal unentschlossen. Aber ich hoffe, dass sie nicht zu lange warten, ich hätte es gern, wenn sie schon zu handeln beginnen würden, um das zu werden, was einen Menschen ausmacht: eine gewisse Reinheit. Alles andere vergeht. Alles andere enttäuscht. Warum Tränen, wenn man sie vermeiden kann? Ich habe nicht vergessen, dass ich hier auch vor Freude weinte. Ich habe nicht vergessen, dass ich in dieser Stadt unermesslich grausam war, ich habe beleidigt, und wie. Ich war schuldig. Ich hatte noch nichts getan, nur verlangt. Viel ist geboren worden in diesen Jahren, seit 1971, in dieser Stadt: neue Menschen, vielleicht auch neue Wünsche? In gewissem Sinne bin ich auch eine Gefangene dieser Stadt, aber nicht die einzige. Und: Diese Zeit zwischen heute und morgen ist jetzt, man kann es spüren, es gibt Schauer in der Nacht, der Sommer ist so trocken gewesen, wir kommen nach zwei Uhr nach Hause, nach Jahren, betone ich, und es regnet, alles wird nass, das Trottoir hinter dem Schlafzimmerfenster glänzt, es ist so ruhig, von den Bäumen fällt Wasser, sie sacken zusammen, diese Bäume, die ich zu lieben versprochen habe und es auch tat. Die Zeit ist nicht wie Sand, sie rinnt nicht weg, sondern ist, ist, ist, spürst du wie sie ist, Regenbogen, schaudert in deinen Adern, Regenbogen, aber ich bin aus Fleisch, und wie. Nur diese Hände, zum Beispiel, Vater, Mutter, ihr Kind. Es wird wohl noch jemand kommen, verspätet, zehn Jahre zu spät oder sagen wir sogar fünfzehn, wird nicht mehr erwartet, kommt und sagt: Ich habe gedacht, dass wir jetzt anfangen. Ich muss lachen: Geht doch nicht mehr! Durch Schriften, vorbeieilende Sommer, Düfte sind wir gekommen. Das Banale lockte, schluckte, doch nicht für immer. Ich musste es selbst einsehen: Wenn ich einmal komme, bin ich schon anderswo. Der Bruder

wartet, die Geschwister warten, die Mutter wartet, am wenigsten vergeblich, der Vater wartet und seine Frau. Meine Familie ist gross und sie kennen mich, so viele Verwandte, sie denken, dass ich schon komme, und ich denke auch so.

An der Tramhaltestelle treffe ich die heimkehrenden Soldaten, auf die meisten von ihnen wird gewartet. Frauen warten auf sie, Freundinnen, die Mütter. Ein Bruder meiner Mutter war auch Soldat im Winterkrieg. Oft schaute ich sein Gesicht auf dem Foto an, und ich fand ihn schön. Er war es auch, tatsächlich, Diese Schönheit der Jugend, die betäubende Erinnerung an das Nichtaufhören des Seins. Von seinem eigenen Gesicht herausfinden wollen, ob man etwas weiss. Wie ein Stück Flötenspiel, oder ein paar einsame Töne aus der Wüste, getragen vom Wind, der bald endlich Regen bringt. Dann ein hagerer Körper eines gerade ausreichend ernährten Farbigen, der eine Zigarette anzündet, geht mich besonders an. Seine die Müdigkeit verbergenden Augen, das Weisse in ihnen, wenn er nach schlafloser Nacht erwacht und einsehen muss, dass nichts etwas nützt, sein ganzes Tun ständig fruchtlos bleibt. Jener Blick ist eine meiner Lieben, seine Schuhe, mit ausgezeichnetem Geschmack gewählt, im Korridor, die Zärtlichkeit in mir, ein Stück meines Lebens, des nie ans Ziel Kommens; meine Augen folgen seinem Gang, er kann ein Flüchtling sein. Der südamerikanische Winter wird nie nach Zürich kommen, dafür die Schwüle der Hitze in diesem Sommer am Zürichsee. Die Luft bewegt sich nicht mehr. Der Zürichsee schaukelt in Unentschlossenheit, die Leute starren auf das Wasser. Sie wissen nicht mehr, wie sich bewegen. Sie bleiben sitzen oder liegen, sie gehen nirgends mehr hin, sie wollen plötzlich nicht. Sie erwarten ein Wunder, und dieses Wunder kommt am schwülen Abend, wenn es etwas kühlt und die Insekten tanzen. Dann sitzen sie engumschlungen unter den dunklen Bäumen, das Wasser spiegelt die Blätter, die Segelschiffe werfen einen grossflächigen Schatten, am Himmel die Sterne und der wachsende Mond, aber die Lichter des anderen Ufers sind näher. Vielleicht möchtest du auch an so einem Abend dabei sein. Du würdest etwas lernen, die Stimme des Wassers, die Wärme des Steins. Eventuell würde eine Sackgasse sich öffnen; nein, ich bin sogar sicher, ich lade dich ein. Komm, wenn es noch so einen Abend gibt, dann treffen wir uns, unter den raschelnden Bäumen. Sprich was du willst. Ich möchte nicht, dass man in Zürich betteln muss, weder nach Gesellschaft noch nach Essbarem.

In der «Bodega» sitze ich und denke meinen Lieben nach, seit fünfzehn Jahren, nur die Lieben ändern sich. Oder nicht ganz: Manchmal wird etwas Altes wieder aktuell. Die Kellner denken sicher: Jetzt sitzt die schon wieder da, wenn die anderen sich amüsieren. Ja, ich sitze und denke und fühle, bin in den dunklen Holzwänden zu Hause. Manchmal suche ich die Strassen auf, in denen ich einmal wohnte. Es sind schon viele. An der Turbinenstrasse wächst immer noch dieselbe Birke. Stimmt: Dort warst auch einmal du, es war unsere erste rechte Wohnung, sehr hübsch und sie roch nach frischer Farbe. Aber ganz anders bist du jetzt glücklich, wohnst zwar immer noch in dieser Stadt, es ist so unerwartet komisch, dass ich dich verlor. Aber warum du mich verlassen hast, weisst du selbst noch nicht recht, und irgendwie sind wir auch heute noch zusammen: die Jahre, die Jugend, alles was wir taten: in Höngg, eine kurze Zeit und dann Überlandstrasse, die letzte Adresse. Die Liebesbriefe, die ich dir einmal nach Zürich schrieb, sind zusammengebunden in der untersten Schublade in dem roten Schreibtisch, an den du dich sicher noch erinnerst, ich bemalte ihn in deinem damaligen Zeichnungsbüro an der Meinrad-Lienert-Strasse.

Kürzlich zeigte mir jemand Vera Pillers Strasse in Zürich: Ende Frankengasse. Die Vormauer hatte keine Nummer, aber die Blumen hinter den Gittern waren senfgelb: eine seltene Art. Es ist tatsächlich romantisch und verträumt dort; an einem warmen Augusttag, es war der vierzehnte. Dort gingen also deine 33 Jahre zu Ende. Diese sonnige Ruhe jetzt auf den Pflastersteinen, die Synthese zwischen Zeit und Materie, ich sehne mich schon, es kommt niemand der gleich wäre, nie: nur ich bleibe. Zurück zur Niederdorfstrasse.

Zu deinen Regennächten hast du mich eingeladen, Zürich, und zu den Morgen, wenn die Sonne als roter Ball aufgeht, oder am Abend unter, so dass der Staub des Tages verschwindet. Von deinen Fenstern aus habe ich unzählige Stunden den Himmel und die Wolken studiert: diese weisse Masse, die Orte verbindet und Flugzeuge hin und zurück trägt. Nachts die Sterne, von denen du sagtest, dass nur sie für mich bleiben werden, du solltest nicht weggehen, am Sonntagnachmittag sporadisch das Lachen der spielenden Kinder, zu selten noch das Quietschen der ungeölten Schaukelketten, wie glücklich bin ich doch, dass du noch am Abend nach Hause kommst, noch in diesen Augusttagen. Sie sind jetzt erst Kinder. Welche Stadt lädt sie ein? Oder bleiben sie hier? Woher kamen die fremden Grossmütter nach Zürich? Schon lange habe ich es im Sinn, James Joyces Grab aufzusuchen. Ich muss zwar zugeben, dass ich den Friedhof noch nicht kenne. «'Tis youth and folly/Makes young men marry/So here, my love/I'll no longer stay./O, the wild rose blossoms/On the little green place.»

Elisabeth Bitar

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zurich
Telefon 01/53 77 79

Sicherheit in der deutschen Sprache, besonders bei schriftlichen Unterlagen – ein Traum? Nein. Vielmehr ein konkretes Ziel, das auch Sie erreichen können. Mit dem einjährigen *Vorbereitungskurs* auf das anerkannte *Deutschdiplom der Zürcher Handelskammer.*

Beginn: *Freitag, 24. April 1987*
(Frühzeitige Anmeldung empfohlen.)

Hotel Tödiblick

Braunwald

suisse accueil hôtels

autofrei
Fam. A. Studer-Herrmann, Tel. (058) 84 12 36

50 Jahre Familientradition
Ideal gelegen für Ihre Ferien im Sommer und Winter
Alle Zimmer mit Bad/WC, Telefon, Radio
Spezielle Kinderzimmer / Aufenthaltsräume, Fernsehzimmer / Restaurant, Sonnenterrasse

Günstige Familienarrangements

marschierten, dass Wasser, Licht, Strassen, Busverbindungen, Schulen bewilligt wurden. Meist waren die Bewohner selbst an den Arbeiten beteiligt – unbezahlt natürlich. Oder die Textilarbeiterinnen vom Syndikat 19. September: Nach dem Erdbeben vorigen Jahres, von dem dieses Gebiet am stärksten betroffen war, so dass unzählige Arbeiterinnen unter den Trümmern blieben, gab es einen Skandal: Die Besitzer der Betriebe kümmerten sich nur um ihre Tresore und Maschinen – und die Polizei verwehrte den Angehörigen den Zutritt aus Angst vor Plünderungen. Dies wurde publik, auch international. Und darauf gründeten die überlebenden Näherinnen deine eigene unabhängige Gewerkschaft (die erste in Mexiko!), die jetzt anerkannt ist. Bereits haben sie den 8-Stunden-Tag und einen Ansatz für Minimallöhne erreicht.
Oder das Gesundheitszentrum von San Miguel: Für die 60000 Menschen gibt es hier nur gerade eine Ärztin, eine Krankenschwester und eine Laborantin. Medikamente kaum – niemand könnte sie bezahlen. Dafür arbeiten Frauen mit, stellen selber aus Pflanzen Heilmittel her. In der Zeitung «Maria, Liberación del Pueblo», die von Frauen für Frauen gemacht wird, stehen immer solche Rezepte für den Hausgebrauch.

Gibt es denn keine staatliche Hilfe?

Der Staat ist froh, wenn sich die Armen selber durchschlagen. Er lässt ihnen den Spielraum, sich zu organisieren – solange keine politischen Forderungen kommen; solange es ihnen nicht zu wohl wird ... und sonst stellt er für ein paar Tage den Strom ab oder das Wasser; so einfach ist das. Hier habe ich eine Ahnung bekommen, was «Basisdemokratie» ist: die Organisation von Aufgaben durch freiwillige, unbezahlte Arbeit, die allen zugute kommt. Gut 70% beteiligen sich daran aktiv – fast alles Analphabeten, aber prächtige Menschen mit einer grossen Reife und Einsicht.

Wie wirkten all diese Erlebnisse auf die Teilnehmerinnen aus Osteuropa?

Noch verwirrender als auf uns. Eine Frau aus der UdSSR fragte in einer Nähstube, die von Frauen betrieben wird: «Wer ist denn hier der Direktor?» Eine der Frauen zeigte in die Runde: «Wir!» Die Russin darauf konsterniert: «Aber wer hat das denn angeordnet, wer hat begonnen?» Schweigen. Nach einiger Zeit sagte eine alte Frau mit langen Zöpfen aus dem Hintergrund: «Vor zwölf Jahren habe ich hier zu nähen begonnen...»
Es war für uns alle wichtig zu sehen, dass die Frauen in der 3. Welt im gemeinsamen Kampf ums Überleben Prozesse auslösen, die die Arbeits- und Lebensbedingungen entscheidend verändern.

(Aus dem «Kirchenboten»)

Zwei Preisträgerinnen am SBG-Feierabendkonzert

Die Feierabendkonzerte der Schweizerischen Bankgesellschaft gibt es schon lange. Neueren Datums ist das «SBG-Vorspiel», das jungen Berufsmusikerinnen und -musikern offensteht – eigentlich ein Wettbewerb (früher nannte sich die Veranstaltung auch so), in dem Auszeichnungen zu gewinnen sind, der mit seiner neuen Bezeichnung als Vorspiel seinen kompetitiven Charakter etwas herunterspielen und wohl auch seinen präsumptiven Teilnehmern ein wenig die «Schwellenangst» nehmen will. Beim SBG-Vorspiel gewinnen die Preisträger nicht grosse Geldbeträge, sondern Auftrittsmöglichkeiten – in den sozusagen firmeneigenen Feierabendkonzerten. So auch die Geigerin Susanne Frank und die Klarinettistin Barbara Boppart, die, jene von Rudolf Lutz, diese von Hansjörg Fink auf dem Klavier begleitet, das letzte Feierabendkonzert in der herbstlichen Reihe bestritten.
Da es galt, zwei Musikerinnen vorzustellen, wurde das Programm fast notwendigerweise etwas lang, und es wirkte, weil es die jungen Preisträgerinnen auch vielseitig präsentieren wollte, reichlich bunt. Nicht eben viel Stilverständnis liess die Geigerin in Giuseppe Tartinis sogenannter Teufelstrillersonate erkennen: Mit «grossem», vibratoreichem Ton spielte sie den Noten entlang, ohne nach den aufführungspraktischen Bedingungen solcher Musik zu fragen, aber in Karol Szymanowskis d-Moll-Sonate (1904 komponiert) zeigte sie auf gewinnende und überzeugende Weise, was sie mit eben diesem Ton, mit einem soliden Handwerk und offenkundigem Engagement für ein lange vernachlässigtes, durch vielerlei Qualitäten auffallendes Werk zu erreichen imstande ist: eine Interpretation, die seine impressionistischen Anflüge reizvoll herausdestillierte, im übrigen feine Gesanglichkeit und dramatischen Gestus in ein gutes Gleichgewicht brachte.
Die Klarinettistin spielte Werke von Witold Lutosławski (Tanzpräludien), Robert Schumann (Drei Fantasiestükke op. 73) und Leonard Bernstein (Sonate): des Handwerks sicher, in den Stilen anpassungsfähig sich bewegend. Rhythmisches Feingefühl bei Lutosławski, eine sehr schön ausschwingende Kantabilität bei Schumann waren auffallende Qualitäten ihres Spiels. Das Exotische und das Jazzige, das Freche und das (gelegentlich) Sentimentale von Bernsteins Sonate brachte sie in ein gutes Gleichgewicht – mit diesem Stück schien die junge Klarinettistin sich am stärksten zu identifizieren! Beide Musikerinnen hatten die pianistischen Begleiter, die sie brauchten: feinhörig in der klanglichen und dynamischen Abstimmung auf das Melodieinsrument, agil im Rhythmischen, durchaus dezidiert dort, wo dem Klavier die führende Rolle zugedacht ist.

(Aus der «NZZ»)

Der SKV wird politischen Druck ausüben

Trotz der in der Bundesverfassung verlangten gleichen Rechte für Mann und Frau besteht in den Gesetzen für die soziale Sicherheit nach wie vor eine grosse Zahl wesentlicher Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Zudem fehlt die Einheitlichkeit der Systeme. Deshalb nahm der Zentralvorstand des SKV am vergangenen Samstag eine Resolution der SKV-Frauenkonferenz entgegen, die von der Verbandsführung politischen Druck verlangt.
Die Frauenkonferenz hatte sich am 1. November intensiv mit Fragen der sozialen Sicherheit in der Schweiz auseinandergesetzt (vgl. SKZ Nr. 45). Sie kam zum Schluss, dass notwendige Revisionen auf dem Gebiet der Sozialgesetzgebung auf sich warten liessen, und beantragte dem Zentralvorstand deshalb, politischen Druck auszuüben, damit die entsprechenden Korrekturen raschmöglichst vorgenommen würden.
Der Zentralvorstand, der am vergangenen Samstag unter dem Vorsitz von Zentralpräsident Hans Ulrich Hug in Zürich tagte, nahm die Resolution mit dem folgenden Wortlaut entgegen:

- In der AHV bestehen Unterschiede sowohl nach Geschlecht wie nach Zivilstand. Dies führt zu krassen Ungerechtigkeiten, die bei der 10. AHV-Revision auszumerzen sind. Insbesondere müssen die Verselbständigung der Frau und die Zivilstandsunabhängigkeit durch Gleichstellung der Geschlechter bei Rechten und Pflichten verwirklicht werden. Ebenso ist die Einführung des flexiblen Rentenalters vorzusehen.
- Das Bundesgesetz über die berufliche Vorsorge BVG und das Obligationenrecht OR legen fest, dass eine verheiratete oder vor der Heirat stehende weibliche Versicherte die Barauszahlung des Guthabens aus der beruflichen Vorsorge verlangen kann, wenn sie die Erwerbstätigkeit aufgibt. Dies

führt dazu, dass bei einem späteren Wiedereinstieg kein Kapital vorhanden ist, auf welchem die Vorsorge weitergeführt werden kann, was insbesondere bei Scheidung oder Tod des Ehemannes einen ungenügenden Versicherungsschutz zur Folge haben kann.
Bei einer Revision der entsprechenden Gesetze müssen deshalb unbedingt die Aufhebung der diskriminierenden Sonderbestimmungen für Frauen und die Weiterführung der Versicherung oder die Sicherstellung des Kapitals vorgesehen werden.

- Das Bundesgesetz über die Krankenversicherung sieht vor, dass die Prämien nach Geschlecht abgestuft werden können. Dies ist verfassungswidrig. Deshalb ist das KUVG zu korrigieren und die Prämiengleichheit für Mann und Frau einzuführen.
- Unsere Sozialversicherung ist in 10 Systeme eingeteilt, deren Grundsätze nur zum Teil übereinstimmen. Deshalb ist zu fordern, dass diese Einzelsysteme durch eine umfassende Koordination in einen Gesamtzusammenhang gebracht werden, damit die Transparenz erhöht und der Zugang zur Sozialversicherung erleichtert wird. Ausserdem sind Anpassungen im Hinblick auf die Gleichstellung der Geschlechter nicht nur bei einzelnen Systemen, sondern bei der Gesamtheit der Sozialversicherung zu verwirklichen.

(Aus der «Schweizerischen Kaufmännischen Zeitung»)

Vor allem Frauen arbeiten in Teilzeitstellen

80 Prozent aller Teilzeitstellen in der Schweiz sind von Frauen besetzt. Viele sind auf diese Form der Arbeit angewiesen, weil sie zusätzlich für Haushalt und Familie sorgen müssen. Teilzeitarbeit bedeutet jedoch oft hohe Belastung bei geringem Lohn. Besser ist die Situation, wenn Unternehmen flexible Jahres-, Monats- und Wochenarbeitszeiten anbieten.
Etwa eine halbe Million Teilzeitstellen – vorwiegend im Dienstleistungsbereich und im Gesundheitswesen – sind in der Schweiz besetzt. Der Jurist Wilhelm Boner hat für seine im letzten Jahr erschienene Dissertation eine Umfrage über die Form der Teilzeitarbeit bei hundert Betrieben durchgeführt. So teilen die meist weiblichen Arbeitskräfte ihre Zeit ein:

- 45 Prozent arbeiten halbtags;
- 42 Prozent stundenweise;
- 13 Prozent tageweise.

«Als Teilzeitarbeit gilt», steht in einer soeben erschienenen Publikation des Betriebswirtschaftlichen Instituts der ETH Zürich, «wenn für die in Aussicht genommene Beschäftigungsdauer eine kürzere als übliche Arbeitszeit in Aussicht genommen wird. Als Zweck der Teilzeitarbeit wird denn auch primär die Erschliessung eines besonderen Arbeitskräfteangebots genannt (z.B. vermehrte Einbeziehung der Frau in das Erwerbsleben).» Markus Schildknecht, der Autor dieser Studie, betont weitere Vorteile der Teilzeitarbeit: die bessere Übereinstimmung zwischen Arbeitseinsatz und -anfall und die höhere Leistung der Arbeitnehmerinnen pro Arbeitsstunde sowie geringerer krankheitsbedingter Arbeitsausfall.
Weit weniger Begeisterung als der Betriebswirtschafter aus Zürich können die Vertreter der Gewerkschaften für die Teilzeitarbeit aufbringen. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB): «Mit Teilzeitangeboten nutzen die Arbeitgeber die Konfliktsituation zwischen Familie und Beruf aus.» Die Gewerkschaftsvertreter monieren hohe psychische und körperliche Belastung bei eintöniger Arbeit und geringem Lohn.
Die Beschäftigung im Stundenlohn fällt vor allem im Verkauf ins Gewicht. Von 4927 Angestellten sind bei der Migros Genossenschaft Bern 2378 unregelmässig teilzeitbeschäftigt. Dazu gehören zwar auch Jugendliche und Studenten, die während der Ferienzeit etwas dazuverdienen, aber ein grosser Teil davon sind Frauen, deren Einsatz wöchentlich und nach Bedarf verabredet wird. Auch bei der Coop Genossenschaft Bern arbeiten neben 90 Teilzeitbeschäftigten etwa 800 «Aushilfen» im Stundenlohn. Diese Arbeitskräfte sind zwar nicht dem Gesamtarbeitsvertrag unterstellt, den beide Unternehmen mit dem Kaufmännischen Verband (SKV) und der Gewerkschaft Verkauf Handel Transport und Lebensmittel (VHTL) abgeschlossen haben, ihr Arbeitsverhältnis ist aber trotzdem geregelt. Die Warenhäuser Globus und Jelmoli, die genau wie die Loeb AG keine Verhandlungen mit den Gewerkschaften führen, betonen, ihre unregelmässig beschäftigten Teilzeitverkäuferinnen kämen in den Genuss aller üblichen Sozialleistungen.
Dass Verkäuferinnen zur unregelmässigen Teilzeitarbeit nicht nur genötigt werden, zeigt das Beispiel der Berner Coop Genossenschaft. Ihre Verantwortlichen boten allen «Aushilfs»-Verkäuferinnen, die mehr als die Hälfte der vertraglich festgelegten Arbeitszeit absolvieren, die Unterstellung unter den Gesamtarbeitsvertrag an. Die Frauen zeigten kein Interesse, sie hätten damit die Möglichkeit aufgeben müssen, bei Schulferien oder Krankheit in der Familie einmal über längere Zeit nicht zur Arbeit zu erscheinen.
Die unregelmässige Teilzeitarbeit hat eine Schwester mit schlechtem Ruf, die kapazitätsorientierte variable Arbeit (KAPOVAZ). Hier werden Arbeitnehmer ohne jede Vereinbarung eingesetzt, wenn eben Bedarf im Betrieb ist, und haben verfügbar zu sein, wenn der Arbeitgeber nach ihnen verlangt. Die Vertreter der Berner Warenhäuser und Grossverteiler beteuerten alle, keine Leute nach diesem System anzuheuern. Und die Gewerkschaften, besonders in den Warenhäusern nicht erwünscht und allgemein schlecht vertreten, verfügen auf dem Platz Bern über keine konkreten Informationen.
Nur einige Pionierbetriebe in der Schweiz arbeiten mit breiten Modellen flexibler Jahres-, Monats- und Wochenarbeitszeit. Sie fixieren zwar eine Gesamtarbeitszeit, Arbeitgeber und Arbeitnehmer vereinbaren dann aber gemeinsam, in welchen Tranchen die Arbeit wirklich abgeleistet wird. Dabei können die normalen Arbeitszeiten über- und unterschritten werden, aber der gesetzliche Rahmen darf nicht gesprengt werden. So kann der Betrieb Spitzenzeiten besser bewältigen, und der Arbeitnehmer gewinnt Zeit für die Familie, Hobbys oder längere Reisen. Zieht ein Arbeitnehmer die konventionelle Arbeitszeit vor, wird er in keinem der Versuchsbetriebe zur Flexibilisierung gezwungen. *(Aus der «Berner Zeitung»)*

Veränderte Lage der Frauen in China

Seit der Einführung der Wirtschaftsreform haben sich der Status und die Einstellung der Frauen, insbesondere der jungen und im mittleren Alter stehenden Frauen, erheblich verändert. Dieses Ergebnis brachte eine Stichprobenuntersuchung unter mehr als 230000 Frauen. Diese erste Stichprobenuntersuchung seit der Gründung des Neuen China wurde von dem Allchinesischen Frauenverband in 12 Provinzen und regierungsunmittelbaren Städten durchgeführt.
Die Arbeiterinnen sind zu einer entscheidenden Kraft in allen Gewerben und Berufen geworden. Die 43 Millionen Arbeiterinnen machen 36 Prozent aller Beschäftigten aus, ihre Zahl ist heute um das 72fache höher als in den ersten Jahren nach der Befreiung. Früher arbeiteten Frauen hauptsächlich in der Textil- und Leichtindustrie, in den Dienstleistungsbetrieben, im Kultur- und Bildungswesen und in medizinischen Einrichtungen. Heute arbeiten Frauen in allen Arbeitsbereichen. Die Stichprobe ergab, dass die Hälfte von ihnen in der Textilindustrie, insbesondere in der Bekleidungsindustrie, dem Dienstleistungssektor und in den medi-

zinischen Einrichtungen arbeiten. 81 Prozent der Arbeiterinnen haben das Bildungsniveau der Mittelschule oberer Stufe, 8 Prozent mehr als bei den Arbeitern.
Die Frauen beteiligen sich mit grosser Begeisterung an der Wirtschaftsreform. In den Provinzen Gansu und Jiangxi haben 7000 Arbeiterinnen 10000 Verbesserungsvorschläge für ihre Betriebe gemacht, von denen 2000 angenommen wurden.
Viele begabte und tüchtige Frauen haben Mittel und Wege gefunden, ihre Talente zu entfalten. In Wuhan, der Hauptstadt der Provinz Hubei, sitzen auf 20 Prozent der durch demokratische Wahlen besetzten Direktoren- und Managerposten Frauen, und in der Stadt Guangzhou wurden in den letzten drei Jahren 42 Frauen zu Direktoren bzw. Managern befördert. In der Wirtschaftssonderzone Shenzhen erhielten einige hundert Frauen solche Posten.
Im Zuge der Wirtschaftsreform bemühen sich immer mehr Frauen intensiv um ihre Aus- und Weiterbildung, da sie fühlen, dass sie den Anschluss an die Zukunft verlieren werden, wenn sie ihr Bildungsniveau nicht möglichst schnell heben.
Auf die Frage «Welche Familie halten sie für glücklich?» antworteten die meisten Frauen, dass in die Beurteilung, ob eine Familie glücklich ist oder nicht, die Beiträge der Familienangehörigen für die Gesellschaft einbezogen werden müssten. Dies zeigt, dass moderne chinesische Frauen nicht mehr damit zufrieden sind, nur eine tugendhafte Ehefrau und gute Mutter zu sein, sondern danach streben, sich zu vervollkommnen und sich zu befreien. Sie haben heute eine andere Meinung in bezug auf die Partnerwahl als früher. Die meisten Frauen legen Wert auf den Unternehmungsgeist, die beruflichen Fähigkeiten des Ehepartners, und ebenfalls die Mehrzahl ist der Ansicht, dass ideale Männer sich um ihre Frauen kümmern müssen.
Auf die Frage «Welche Art von Ehefrau wollen Sie werden?» antworteten mehr als 60 Prozent, dass sie sowohl eine kompetente Frau in der Familie wie in der Arbeit werden wollten.

Die Stichprobe zeigt auch, dass mit der Verbesserung der Lebensbedingungen und mit der Aufteilung der Hausarbeiten auf Mann und Frau 50 Prozent der Frauen nicht mehr allein die schweren Lasten in der Familie wir Kochen, Waschen und Kinderpflege tragen. In ihrer Freizeit nehmen sie auch an verschiedenen kulturellen und sportlichen Aktivitäten teil.

(Aus «Zhunggno Funu Bao», Beijing)

Die Telefonhilfe oder «Dargebotene Hand», in den 50er Jahren in London gegründet, ist heute eine feste Einrichtung in vielen Städten, die unter der Sammelnummer 143 erreicht werden kann. Sie ist jahraus, jahrein im 24-Stunden-Betrieb für jedermann/jedefrau in Krisen- und Sorgensituationen da, ist unentgeltlich und behandelt jedes Problem vertraulich.

Nr. 143 – Die Dargebotene Hand

Ausser einem speziell ausgebildeten, vollamtlich tätigen Leiter respektive einigen vollamtlichen Kräften sind die Mitarbeiter(innen) geschulte Laien, die sich in Kursen, Seminarien und gegenseitigem Erfahrungsaustausch zudem ständig weiterbilden. Die Frauen und Männer jeden Alters, die sich aus den verschiedensten, vorwiegend jedoch sozialen Berufen und aus Tätigkeiten, die mit Menschen zu tun haben, rekrutieren, arbeiten ehrenamtlich und stellen sich, je nach Möglichkeit, stunden- und tageweise zur Verfügung.
Die «Dargebotene Hand» unterhält Kontakte zu kirchlichen und nichtkirchlichen Institutionen und Sozialeinrichtungen aller Art sowie zu Fachleuten wie Juristen, Eheberatern, Theologen, Ärzten, Psychologen u.a.

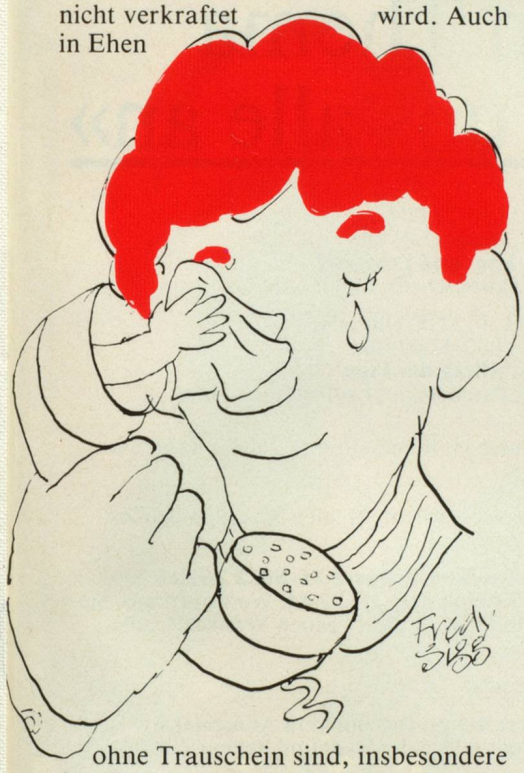
Im Vordergrund Eheprobleme

«Wir haben uns nichts mehr zu sagen», «er/sie geht fremd», «mein Mann trinkt», «meine Frau kann nicht haushalten», «ich bin einsam», «unser Sohn ist homosexuell» ... das Spektrum der Probleme, die an die «Dargebotene Hand» herangetragen werden und in denen sich vielfach die Nöte unserer Zeit spiegeln, reicht von Vereinsamung, Generationenkonflikten und Entfremdung bis zu vor allem Ehekonflikten, Partnerschafts- und Scheidungsproblemen.
Aus den Äusserungen, Feststellungen, Klagen und spricht Enttäuschung, Resignation, Verbitterung, Angst, Rat- und Hilflosigkeit, zugleich aber auch Hoffnung auf Hilfe, auf eine Antwort, um aus einer ausweglosen Situation herauszufinden, auf ein Rezept zur Rettung der auseinanderfallenden Ehe, auf Verständnis.
Zögernd, tastend, auch spontan bricht sich lange Aufgestautes, Unterdrücktes, Erlittenes Bahn. Im Laufe des Gesprächs formt sich sodann aus Bruchstücken allmählich ein ganzes Bild und werden die Ursachen einer Krise sichtbar.
Die Gründe, die zur Zerrüttung einer Ehe führen können, sind ebenso vielfältig wie komplex. Sie wurzeln unter anderem in der heute allgemein geringeren Belastbarkeit der Partner als Folge etwa unserer Konsum- und Wohlstandsgesellschaft mit ihrer «Sofortbefriedigung von Wünschen», im gewandelten Frauenbild, veränderten Wertvorstellungen und nicht selten in ins Unterbewusste verdrängten, frühen Kindheitserlebnissen, die oft weit ins unmittelbare und mittelbare soziale Umfeld der Partner hineingreifen.

Frühehen besonders krisenanfällig

Während einerseits zwar heute immer mehr Paare im Konkubinatsverhältnis leben, nimmt anderseits die Zahl der Frühehen zu. Da gibt es zum einen auch im Zeitalter der Pille die Mussheiraten und zum andern die gewollte Schwangerschaft aus Opposition gegen ein elterliches Heiratsverbot (die Heirat wurde erzwungen). Andere Faktoren sind Nachahmung – die Freundinnen waren verheiratet und Mutter –, Flucht aus häuslicher Enge, liebloser, familiärer Atmosphäre sowie körperliche Frühreife.
Das heute vor allem für Mädchen wieder härtere wirtschaftliche Klima macht zudem die Ehe wieder vermehrt als «Versorgungsinstitution» attraktiv. Die nüchterne Realität sieht dann aber meist anders aus als das romantische Eheglück des Wunschdenkens.
Da die geistig-seelische Reife kaum mit der körperlichen Reife einhergeht, sind Frühehen, wie die Erfahrung zeigt, besonders krisen- und scheidungsanfällig. Zu den Anforderungen,welche die familiären Pflichten an die Partner stellen und denen sie viel weniger gewachsen sind als reifere Persönlichkeiten, kommen meist noch materielle Probleme hinzu. Manche Ehen scheitern auch am sozial unterschiedlichen Milieu, aus dem die beiden Partner stammen, oder am bildungsmässigen

Unterschied, insbesondere, wenn die Frau dem Mann überlegen ist.
Nach dem Verflachen der physischen Anziehung macht sich das Fehlen einer gemeinsamen Interessenwelt bemerkbar. Ein neues Selbstverständnis der Frau und der Wunsch, sich ausserhalb des Hauses verwirklichen zu können, kollidiert oft mit den noch in herkömmlicher, patriarchalischer Vorstellungswelt wurzelnden Ansprüchen des Mannes.
Ein Problem in verschiedenen Variationen ist das Dreiecksverhältnis. Sei es, weil der Ehepartner die Liebe oder das Verständnis, das ihm zu Hause fehlt, andernorts sucht, sei es wegen beruflicher oder anderer Stresssituationen, zur Bestätigung der Männlichkeit, oder sei es umgekehrt aus Langeweile und Unbefriedigtsein – oft kommt es zum Seitensprung, der vom betrogenen Partner und gelegentlich auch vom Partner, der fremdgeht, nicht verkraftet wird. Auch in Ehen



ohne Trauschein sind, insbesondere für Frauen, aber auch für Männer Trennungen, Auflösungen oder Dreiecksverhältnisse nicht selten mit grossen seelischen Belastungen verbunden.

Sexualität – ein Tabu

Ehen leiden unter Misstrauen – ein allgemeines Phänomen unserer Zeit – oder an der überspitzten Eifersucht des Partners.
Abgesehen von der seelischen Not stehen manche Frauen, die ihre ganze Kraft und das eigene Geld in den Aufbau eines gemeinsamen Geschäfts gesteckt haben und zudem noch ohne Lohn arbeiteten, vor dem finanziellen Nichts. Sie suchen ebenso Rat wie jene Frauen, für die die Ehe untragbar geworden ist, weil sie plötzlich feststellen, dass ihr Mann sexuell abartig ist, oder wie der Mann, dessen Frau aus dem Milieu stammt und sich trotz aller Zuwendung und Liebe nicht in das bürgerliche Leben einordnen kann.
Auch in unserer aufgeklärten Zeit und obwohl viel über Sexualität geschrieben wird, ist die Sexualität in manchen Ehen ein «Tabu». Über solche Probleme spricht «Mann/Frau» nicht, was hüben wie drüben zu Frustrationen führt und sich als eine stets grösser werdende Kluft zwischen die Ehepartner schiebt.

«... einmal mit einem Menschen reden»

Aus Anrufen wie «Ich höre und sehe tage- und oft wochenlang niemanden, ich muss einfach einmal mit einem Menschen reden» ist die Einsamkeit und Verlassenheit des/der Anrufenden direkt spürbar.
Die Isolation ist vor allem in Städten und städtischen Agglomerationen ein weitverbreitetes Problem, unter dem hauptsächlich ältere Menschen leiden, insbesondere Behinderte, die nicht oder nur in beschränktem Mass die Wohnung verlassen können. Sie kommt aber auch in Familien vor, in denen das Gespräch verstummt und das Familienleben weitgehend auf passiven «TV-Konsum» reduziert ist.
«Ich kann nicht reden mit meinem Vater, er hat keine Zeit», lauten Aussagen junger Menschen. Anderseits führen enge Raum- und Wohnverhältnisse, wo das Individuum keine Möglichkeit hat, sich zurückzuziehen und einmal für sich zu sein, zu Konflikten zwischen den Familiengliedern, aber auch zu nachbarlichen Differenzen. Da können sich Eltern nicht abfinden mit der homosexuellen Veranlagung ihres Sohnes, dort weiss ein Mädchen, das ein Kind erwartet, nicht mehr weiter, und in anderen Familien ist ein unterschiedliches Autoritätsverständnis zwischen Vater/Mutter oder Eltern/Kindern Anlass zu ständigen Auseinandersetzungen. Nicht zuletzt drücken rund um Festtage – vor allem an Weihnachten – sowie auch bei bestimmten Wetterlagen (Föhn) Probleme, Konflikte, Vereinsamung besonders schwer.

Sich einfühlen und zuhören können

Sowohl in diesen wie ähnlichen Fragen und Problemen ist die «Dargebotene Hand» im wahrsten Sinn des Wortes eine helfende Hand. Primär versucht der Helfer/die Helferin aus dem Gehörten und im gemeinsamen Gespräch mit dem oder der Anrufenden die Ursachen des Problems, der Sorge und des Konflikts herauszufinden. Wenn gewünscht oder notwendig – zum grösseren Teil bleibt es beim einmaligen Anruf –, wird in weiteren, auch persönlichen Gesprächen mit dem/der Betreffenden, den beiden Ehepartnern, Eltern und Kindern nach einem Weg aus der Krise gesucht.
Die «Dargebotene Hand» rät und zeigt Möglichkeiten auf, wie etwa eine Isolation überwunden werden kann, hilft Schuldgefühle überwinden, mit denen vor allem Frauen, die berufstätig sind oder auch nach einer Scheidung, schwer fertig werden, vermittelt zwischen Partnern oder hilft Eltern, den Sohn trotz seiner Andersartigkeit zu akzeptieren. Sie überbrückt Notsituationen psychischer Art und gewährt, oft auch über längere Zeit hinweg, Frauen und Männer menschliche, aber auch fachliche Unterstützung.
Indessen: Nicht immer kann geholfen oder im gewünschten Sinn geholfen werden. Anstatt etwa eine Ehe zu «kitten», macht die «Dargebotene Hand» eher Mut zur Scheidung, wenn sich das Zusammenleben nur mehr als Nebeneinander erweist und die Ehe nur noch wegen der Kinder aufrechterhalten wird.
Manche Menschen, Männer und Frauen, sind auch bindungsunfähig, oder sie sind nicht in der Lage, die Verantwortung, die eine Ehe mit sich bringt, zu tragen; und nicht selten heiraten Frauen ein zweites, ein drittes Mal einen Alkoholiker, einen Gewalttätigen. Entweder sind dabei unbewusste Anziehungskräfte stärker als Erlebtes oder ist letztlich solch eheliches Martyrium eine Art Befriedigung.
Zweifellos aber füllt die «Dargebotene Hand» eine wichtige Lücke in unserer Gesellschaft. Sie ist der Mitmensch, der den/die Anrufende(n) ernst nimmt, für ihn oder sie Zeit hat – die Unbekannte der Frauen und Männer ihre Nöte lieber anvertrauen als einem Bekannten, einer Freundin oder einem Familienangehörigen (weil sie keine Hemmungen haben müssen).
Manchem Menschen war die «Dargebotene Hand» auch schon letzter Rettungsanker, indem sie einen Selbstmord verhinderte. Neben einer gewissen psychischen Belastbarkeit braucht ein(e) Helfer(in) vor allem Einfühlungsvermögen, denn jedes Problem, auch solche, die sich wiederholen, ist immer wieder anders, sowie ausser fachlichem Wissen «gesunden Menschenverstand», und besonders wichtig ist die Gabe, zuhören zu können.

Margrit Annen-Ruf

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe «Frauen stellen Fragen zur Zeit»:

Fünf Veranstaltungen zum Thema «Das neue Eherecht geht uns alle an»

Am 1. Januar 1988 tritt das neue Eherecht in Kraft. Es ist wichtig, dass alle – Frauen und Männer – über die Veränderungen, ihre neuen Rechte und Pflichten, im Bild sind.
Der zweite Veranstaltungszyklus ist deshalb diesem aktuellen Thema gewidmet: Es geht dabei in erster Linie um rechtliche Fragen. Aber auch psychologische Probleme werden zur Sprache kommen.
Zu jeder Veranstaltung hat das «Forum für die Frau» namhafte Referentinnen eingeladen, die auch auf Fragen aus dem Teilnehmerkreis eingehen werden.

Montag, 2. Februar 1987, 20.00–22.00 Uhr oder
Dienstag, 3. Februar 1987, 14.30–17.00 Uhr
Was bringt das neue Eherecht?
Trix Heberlein, lic. iur., Rechtsanwältin, Präsidentin der Interessengemeinschaft «Forum für die Frau»

Montag, 23. Februar 1987, 19.30–22.00 Uhr oder
Dienstag, 24. Februar 1987, 14.30–17.00 Uhr
Ehegüterrecht – Eheverträge – Erbrecht
Lili Nabholz-Haidegger, Dr. iur., Rechtsanwältin

Montag, 9. März 1987, 19.30–22.00 Uhr oder
Dienstag, 10. März 1987, 14.30–17.00 Uhr
Güter - und erbrechtliche Sonderfragen
Margit Huber-Berninger, lic. iur., Rechtsanwältin

Montag, 16. März 1987, 19.30–22.00 Uhr oder
Dienstag, 17. März 1987, 14.30–17.00 Uhr
Vom alten zum neuen Ehe- und Erbrecht
Ruth Reusser, lic. iur., Sektionschefin Bundesamt für Justiz

Montag, 6. April 1987, 19.30–22.00 Uhr oder
Dienstag, 7. April 1987, 14.30–17.00 Uhr
Auswirkungen auf den Alltag der Frau
Marie-Louise Ries, dipl. Psychologin, Laufbahnberaterin

Die Veranstaltungen finden im Kammermusiksaal des Kongresshauses Zürich statt.

Die Zahl der Teilnehmer ist begrenzt. Melden Sie sich möglichst umgehend an.

«Forum für die Frau» Dreikönigstrasse 21, 8022 Zürich.
Oder rufen Sie uns an: **Telefon (01) 211 77 44.** Wir freuen uns, Sie als Teilnehmerin oder Teilnehmer dieser neuen Veranstaltungen begrüssen zu dürfen.

Die Teilnahme ist kostenlos.

Das ausführliche Veranstaltungsprogramm mit Anmeldekarte kann auch bei jeder Bankverein-Filiale der Stadt und Region Zürich bezogen werden.

Patronat: **Schweizerischer Bankverein** Zürich